



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1915

3 (1915)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

33. Jahrgang.
Nr. 3.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Einen Apfel, bitte!

Köln a. Rh.
März 1915.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Bete!

Noch ein Wort möcht' ich dir sagen:
Bete gern und habe Mut!
Das Gebet nur hilft ertragen
Das Gebet macht alles gut.

Bete, wär' es auch voll Mängel,
Steh', es ist dennoch Gebet.
Weiß doch Gott, daß nicht ein Engel,
Nur ein Würmlein zu ihm fleht.

Laß dich nicht vom Glend schrecken,
Das entsetzt du in dir schauft,
Gottes Liebe wird's bedecken,
Wenn du fromm auf ihn vertraut.

Laß es dich auch nicht verdrießen,
Wenn's nicht recht vom Herzen geht,
Gott wird doch sein Ohr nicht schließen,
Treuer Wille ist Gebet.

Was du tust, tu' es vollkommen,
Tauch es nur in Liebe ein.
Dieses Streben wird dir frommen,
Wirst bald frömmere, besser sein! —

Bete nicht mit dem Gedanken:
Ach, mein Beten hilft mir nicht;
Dein Vertrauen darf nicht wanken,
Gott sei deine Zuversicht!

Bete mit der Liebe Kräften,
Klamm're dich an deinen Gott,
Laß auf ihn dein Aug' sich heften,
Keinen Stein gibt er statt Brot.

Bete kindlich beim Erwachen,
Eile deinem Vater zu;
Abends sollst du Rechnung machen,
Dann leg' dich mit Gott zur Ruh.

Und bist menschlich du gefallen,
Rasch steh' auf, blick' nicht zurück!
Vorwärts muß der Pilger wallen,
Aufwärts geh' der Seele Blick.

Der Hochw. P. Franz Mayr †.

Von Südafrika kommt die traurige Nachricht, der bekannte Kaffernmissionar P. Franz Mayr, sei am 15. Oktober 1914 von einem Schwarzen überfallen und ermordet worden. Unser Hochw. Abt, P. Gerard Wolpert, schon von seinen Studienjahren her mit Vater Mayr innig befreundet, berichtet uns darüber folgendes:

„Vater Mayr war von der neugegründeten Missionsstation „St. Joseph“ im Swasiland auf einem kleinen, mit zwei Mauleseln bespannten Wägelchen nach Mbabane gefahren, um daselbst eine größere Summe zu erheben, womit er die Neubauten bezahlen wollte. Als er am 15. Oktober von dort nach St. Joseph zurückkehrte, kaufte er in einem Store (Kramladen) einen Rock. Dabei muß ein Swasi gesehen haben, daß er ziemlich viel Geld bei sich habe; er lauerte ihm auf dem Wege auf, tötete ihn und raubte ihm, was er hatte.

Ein junger des Weges kommender Bursche sah das leere Wägelchen auf der Straße stehen und brachte es nach Bramersdorf, wo man es erkannte und Blutspuren daran entdeckte. Infolgedessen machten sich Polizisten und der Sekretär der Swasikönigin auf die Suche. Letzterer fand die Leiche des Vater Mayr; er hatte 14 Wunden am linken Arm und Bein und eine tiefe im Hals. Schwarze Eingeborne machten später den Mörder auffindig und nahmen ihn fest. Man fand das Geld bei ihm, sowie ein Kreuzifix und andere Sachen des Vater Mayr.“ — So der Bericht des Hochwürdigsten Abtes Gerard Wolpert.

Am Vater Mayr verliert die südafrikanische Mission einen ihrer eifrigsten und tüchtigsten Missionäre. Franz Mayr, gebürtig aus Venz in Tirol, war im Juni 1890 als junger Priester nach Mariannhill gekommen. Da er jedoch seiner schwächlichen Körperkonstitution wegen die damalige strenge Lebensweise nach der alten Trappistenregel auf die Dauer nicht mitmachen konnte, begab er sich zu Bischof Solivet O. M. J. nach Marienburg und

eröffnete daselbst als Welpriester eine eigene Kaffernmission, die er mit viel Liebe und Geschick leitete. Zuerst war er gegen zehn Jahre in Maryvale und später fast ebenso lang in „St. Augustin“ tätig, welche letztere Missionsstation im Jahre 1909 von Mariannhill übernommen wurde.

Bei all dem stand Vater Mayr fortwährend in regem Verkehr mit der Mariannhiller Mission und leistete bei uns wiederholt höchst erwünschte Aushilfe, so bei der Neueröffnung der Missionsstation Triashill in Rhodesia, wo er vom Jahre 1909—1912 überaus segensreich wirkte und sich namentlich durch seine reichen Sprachkenntnisse äußerst nützlich machte. Im Juni 1912 kam er nach unserem Missionshause „St. Paul“ und erteilte daselbst unsern Studenten und Brüdern in verschiedenen Fächern Unterricht. Leider konnte er, zumal zur Winterszeit, das holländische Klima nicht ertragen, weshalb er im November 1913 wieder nach dem sonnigen Südafrika zurückkehrte, diesmal einigen Serviten sich anschließend, die im Swasiland eine Mission beginnen wollten. Hier nun ereilte ihn, wie soeben berichtet, jähling ein so überaus tragischer Tod.

Möge ihm nun der Herr den vollen Lohn ausbezahlen für all das, was er volle 24 Jahre hindurch im apostolischen Werke der Mission gearbeitet und gelitten hat! Sein Andenken bleibt in Ehren.

Eine Seereise zur Kriegszeit.

(Schluß.)

Am 10. September wurden bei San Diago die Schwarzen, die wir an Bord hatten, ausgeschifft. Ein portugiesischer Dampfer sollte sie von dort nach ihrem Bestimmungsorte, der Insel St. Thomé, bringen. Dadurch wurde es wenigstens auf dem Zwischendeck etwas leerer; die Kabinen aber blieben nach wie vor auf der ganzen Fahrt überfüllt.

Stark international gemischt waren die Passagiere schon auf unserm ersten Schiff, der „Gertrud Wörmann“,



Am Sonntag Vormittag nach dem Gottesdienst. (Missionstation Mariä Stella, Natal.)

gewesen. Da saß z. B. an unserm kleinen Tisch ein Engländer, der das Präsidium führte, links von ihm ein amerikanischer Missionär, dann ein Isländer, ein Franzose und ein Belgier, vis-à-vis von ihnen ein Schweizer, ein Grieche und ein Reichsdeutscher. Alle verkehrten trotz des Krieges in größter Eintracht miteinander. Ganz anders hier, auf der „Selvia“; da

war alles antideutsch gestimmt. Der Kapitän verbot sogar den Deutschen die Abhaltung eines Gottesdienstes am Sonntag; er sagte, das Singen deutscher Lieder würde die andern Nationalitäten aufregen. So ganz unrecht mochte er damit nicht haben; in Rio de Janeiro z. B. waren alle Zeitungen voll von einem internationalen Streit, der auf einem brasilianischen

Küstendampfer ausgebrochen war. Es gab sogar Tote und Verwundete, und der Kapitän hatte die Streitenden nicht trennen können, obgleich er mit dem Hydranten heißes Wasser hatte auf sie spritzen lassen. Mit solcher Wut hatten sie sich ineinander verbissen. O dieser Nationalitäten-Hader! Wird er wohl jemals auf Erden verschwinden und einem humanen, wahrhaft christlichen Geiste Platz machen?

Am 15. September nachmittags erreichten wir L i j - j a b o n , fuhren aber am gleichen Abend schon wieder weg, in der zuversichtlichen Hoffnung, in drei Tagen in Amsterdam zu sein. Am 16. September landeten wir in V i g o . Hier stiegen, wie man uns mitteilte, mehrere deutsche Offiziere aus, um den Engländern zu entgehen, und der Kapitän machte seine „Drahtloie“ weg. Wahrscheinlich dachte er, er bringe sie lieber selbst in Sicherheit, als daß er diese Arbeit den überall lauerten Engländern überlasse. Denn von hier an war kein Schiff mehr vor ihnen sicher.

Am 19. September stellte uns kurz vor Dover um 3½ Uhr früh ein englisches Kriegsschiff, Namens „Goliath“. Da hieß es also in Geduld der Dinge warten, die da kommen sollten. Gegen 5 Uhr kam Mannschaft an Bord und alles mußte sich vor dem englischen Offizier stellen. Um 8 Uhr fuhren wir mit Begleitung nach F a l m o u t h , einem Hafen gegenüber von Plymouth, wo wir gegen 1 Uhr Nachmittags ankamen. Tags darauf fanden zwei Verhöre statt. Das Ergebnis war, daß mehr als 30 Deutsche das Schiff verlassen mußten; sie wurden als Kriegsgefangene abgeführt. Darunter befanden sich auch solche mit Familie an Bord; da half alles Weinen der Kinder und Frauen nichts, die Männer mußten fort. Eine Ausnahme fand nur in zwei Fällen statt:

Einer der deutschen Kriegsgefangenen behauptete zu d e r k r a n k zu sein. Tatsächlich sah er sehr kränklich aus, und wir hofften allgemein, die Engländer würden ihn frei lassen. Diese aber schienen seine Aussage nicht glauben zu wollen. Jener rief den holländischen Schiffsarzt als Zeugen an; doch der Arzt weigerte sich für ihn einzustehen, obgleich der Mann ihn zweimal um eine Untersuchung gebeten hatte. Sein Weib und seine zwei Kinder waren fast der Verzweiflung nahe und wandten sich an den Kapitän; der aber bedauerte, ihm auch nicht helfen zu können. Da half Gott. Am nächsten Tag traf ein Telegramm von der Militärbehörde ein, der Mann sei wegen Krankheit zu entlassen. Die Freude von Frau und Kindern muß man gesehen haben! —

Ein Württemberger, Farmer in Deutsch-Südwest, entging der Gefangenschaft nur durch buchstäbliches Eingreifen seines neun Monate alten Knäbchens. Seine Frau war ihm nämlich, mit dem Kind auf dem Arme, ohne sein Wissen nachgeeilt und hatte sich im Kriegsgericht voll Angst und Sorge hinter ihm aufgestellt. Schon war der Vorsitzende im Begriffe, ihn kriegsgefangen zu erklären, da griff plötzlich das Kind, das nebenbei schon auf dem Schiffe der Liebling aller Passagiere gewesen war, dem Offizier in die Haare. Er lachte, streichelte das Kind und sagte: „Um des Kindes wegen will ich Sie frei geben!“ Doch mußte er einen Revers unterschreiben, worin er sich auf Ehrenwort verpflichtete, weder gegen England noch gegen Frankreich zu kämpfen. Diese Erklärung wurde in seinen Militärpaß geschrieben. Demnach stände es ihm noch immer frei, gegen die R u s s e n zu ziehen.

Ich selbst hatte einen funkelneuen Paß, vom schweizerischen Konsul in Rio de Janeiro unterzeichnet. Dennoch trauten mir die Engländer nicht, vielleicht gerade deshalb, weil der Paß so neu war. Tatsächlich waren verschiedene Deutsche mit Schweizer-Pässen an Bord; die Engländer ahnten dies und stellten daher Fragen in der Geographie. Die meisten, darunter mehrere Reserve-Offiziere, bestanden das examen rigorosum mit Glanz. Mein Tischnachbar hatte auch einen Schweizer-Paß und gab sich auch redlich Mühe, schweizerisch zu sprechen, in Amsterdam stellte er sich mir mit seinem wahren Namen vor; er war ein wackechter Preuze und erster Maschinist auf einem Handelsschiff.

Kein Wunder also, daß mich die argwöhnischen Engländer ein scharfes Verhör passieren ließen. Als ich aber nachweisen konnte, daß ich in der M i s s i o n tätig sei, wurden die Herren auf einmal ganz höflich. Einer der Offiziere, der fließend deutsch sprach, machte noch die Bemerkung: „Altdorf? Liegt das nicht in der Nähe von Luzern?“ „Ja“, entgegnete ich, „nur der Vierwaldstätter-See ist noch dazwischen.“ Da lachte auch er und sagte: „Gut, Sie können gehen!“ —

Als man die Kriegsgefangenen abgeführt hatte, glaubten wir andern, weiterfahren zu können, doch das ging nicht so schnell. Die Engländer hegen offenbar einen Groll gegen die Holländer, weil sie die Neutralität so streng bewahren, und machten daher allerlei Schwierigkeiten. So hatte z. B. die „Gelvia“ in Santos 18 000 Sack Kaffee eingeladen; dies genügte den Engländern, eine Woche lang in der halben Welt hin- und her zu telegraphieren, um herauszubringen, ob dieser Kaffee in Holland konsumiert oder eventuell nach Deutschland weiter befördert würde. Zuletzt wurde dem Kapitän die Geschichte zu dumm; er ließ den Behörden einfach erklären, wenn er bis zum nächsten Morgen keine befriedigende Antwort erhalte, werde er den Kaffee unter Protest ausschiffen lassen. Samstag, den 26. September abends traf dann endlich ein Telegramm ein mit der Meldung, die Ladung sei frei. Somit konnten wir Sonntag, den 27. September, weiterfahren.

Es war hohe Zeit, denn der Aufenthalt auf dem Schiffe wurde immer ungemütlicher. Trinkwasser war wohl noch da, aber die Wasserleitung war geborsten. Kein Wasser mehr für die Klosetts, viele erhielten in den Kabinen kein Waschwasser mehr. Die Milch war verbraucht, Käse knapp, Wein und Bier nicht mehr zu haben, kurz, es war Zeit, daß wir ans Land kamen.

Ich möchte hier noch bemerken, daß die Engländer während unseres Aufenthaltes in Falmouth zwei deutsche Segelschiffe als Prise in den Hafen schleppten; mehrere andere lagen schon da.

Überall spähten sie auf neuen Fang. So näherte sich uns am Tage der Abfahrt ein Dreadnought, ein riesengroßes, unheimliches Ding; doch es ließ uns in Gnaden passieren. Es scheint, wir waren ihm zu klein und unbedeutend; vielleicht rechnete er auch mit der Tatsache, daß wir joeben aus dem Hafen von Falmouth kamen. Aber schon eine halbe Stunde darauf wurden wir von einem Torpedoboot angehalten. Unser Kapitän soll wütend gewesen sein; es heißt, er habe den an Bord gekommenen Offizier nicht übel angefahren und gefragt: „Wie können Sie mit Ihrer Nuschale sich unterstehen, mich anzuhalten, während uns joeben ein Dreadnought in Frieden passieren ließ?“ Tatsache ist, daß der englische Offizier unser Schiff mit hochrotem Kopfe verließ.

Doch er wollte Rache zu nehmen. Er hatte nämlich die von der englischen Admiralität bescheinigten Schiffs-papiere mitgenommen und erklärte nun, er bezweifle die Echtheit dieser Unterschriften und müsse zuvor in London anfragen. Endlich nachts um 11 Uhr durften wir wieder weiterfahren.

Vor Dover lagen mehrere Torpedoboote, die wir neugierig berrachteten. Da plötzlich fuhr etwas blitschnell zwischen den Booten durch, erhob sich dann vom Wasser und flog in weitem Bogen der französischen Küste zu. Es war ein Hydroplan, der erste, den ich in meinem Leben zu Gesicht bekam.

Am 29. September begegneten wir der Leiche eines englischen Marinesoldaten. Er hatte den Rettungsgürtel umgeschmalt und zählte jedenfalls zu einem der drei englischen Kreuzer, die acht Tage zuvor von dem deutschen Unterseekboot 9 in den Grund gebohrt worden waren.

Um 3 Uhr nachmittags genannten Tages waren wir endlich in Amsterdam. „Gott sei Dank!“ sagten wir alle. Volle 68 Tage waren wir auf dem Weg gewesen, während man sonst die Fahrt von Mariannhill nach Holland in 3 bis 4 Wochen macht. Mittwoch, den 30. September, war ich in unserm lieben Missionshause „St. Paul“.

Eine große Ueberraschung hatte es noch beim Aussteigen in Amsterdam gegeben. Da tauchten nämlich plötzlich die sieben deutschen Offiziere wieder auf, die in Vigo offiziell das Schiff verlassen hatten. Es waren meist Herrn der ersten Schiffsklasse, darunter ein Baron v. W., der eine amerikanische Dollarprinzessin

zur Frau hat. Man munkelte, die Stewards hätten den Herrn irgendwo auf dem Schiff ein sicheres Versteck verschafft. Was das wohl gekostet haben mag? Und wenn das jetzt die Engländer erfahren würden!



Hindulinder unserer Missionschule St. Thomas in Rooi Kopjes.

Unsere Hindumission in Rooi Kopjes.

VII. Brahmanentum und Kastenwesen.

(Schluß.)

(Mit 7 Bildern Seite 53, 54, 55, 56, 57, 58.)

§. — Wir haben den Brahmanen in seiner Erhabenheit kennen gelernt; nun wollen wir auch die

Rehrseite des Bildes betrachten. Ein Brahmane sieht nichts Erniedrigendes im Erbitteln von Almosen. Nach seiner Auffassung ist dies nur sein wohlbegründetes Recht. Sein Benehmen beim Betteln ist daher sehr ungleich dem eines armen Schluckers unserer weißen Rasse, der auch für den kleinsten Brocken demütig seinen Dank murmelt. Der Brahmane fordert Almosen wie etwas, das man ihm schuldet. Selbstbewußt tritt er in fremde Häuser und sagt, was er will. Empfängt er das Begehrte, so entfernt er sich schweigend, ohne das ge-

achten, der nicht in seiner Kaste geboren ist. Anwendung von Güte kann er wohl gelegentlich Leuten seiner eigenen Kaste nachgeben, — was aber den Rest der Menschheit anbelangt, so wurde ihm von frühester Jugend an beigebracht, auf sie als unendlich tief unter ihm stehend herabzuschauen. Und solcher in maßlosem Dünkel befangenen Brahmanen gibt es in Indien 4 500 000.

Was die übrigen drei Hauptkasten anbelangt, so ist unter ihnen der Kastendünkel kaum mindergroß. Der Krieger verachtet den Bauer, und dieser den Diener. Die drei unteren Kasten teilen sich wiederum in zahlreiche Zünfte: wie Fischer, Lastträger, Raminfeger, Straßenkehrer usw. Die Einteilung ist jedoch je nach der Gegend verschieden. Diese Zünfte wurden von Europäern gleichfalls Kasten genannt, weil sie im Volke durch verschiedene Rangordnung abgestuft sind; ja im Volke sind diese Unterabteilungen an die Stelle der alten Kastengliederung getreten. Alle Personen, die keiner Kaste angehören, nach europäischer Benennung „die Sinausgeworfenen“, haben sich wiederum, der Tendenz des indischen Lebens entsprechend, in zahlreiche Verbände gespalten, die ebenfalls von den Europäern Kasten genannt werden.

Um nochmals auf den Ursprung der Kasten zurückzukommen, so waren die dunkelhäutigen Urbewohner Indiens, die Kols, die Bhills, Dravidier usw. um vieles zahlreicher, als die als Eroberer eindringenden hübschen und hellen Arier. Die letzteren würden von den Urbewohnern absorbiert worden sein, wäre das Kastensystem nicht erfunden worden. Nach der Gesetzesammlung des Manu*) wurde die Heirat der helleren Rasse mit der dunkleren streng verboten, und jeder Farbennuance, die sich schon entwickelt hatte, wurde ein bestimmter Rang angewiesen. Dies Gesetz sicherte den eingedrungenen Ariern die Suprematie. Einige Kasten sind jedoch zweifellos politischen Ursprungs. Dem schlagendsten Beweis hiervon begegnen wir in der Berglandschaft von Pundschab, wo der Radscha die Quelle aller Würde und Rangordnung ist und durch sein Wort Kasten schafft, erweitert oder beschränkt. Doch bleibt dieser Prozeß in der Regel auf die beiden höheren Kasten der Brahmanen und Radschputen beschränkt.

Im Dekan kann jedoch ein Landeigentümer, wenn er zu Reichtum gelangt, in eine höhere Kaste aufsteigen, aber der Prozeß der Kastenänderung vollzieht sich gewöhnlich in absteigender Linie. Die Schranken der Kasten gelten zwar als unerschütterlich, aber hier und da kriecht einer unter dem Schlagbaum durch. Will man alle die zahllosen Zünfte, die aus den Hauptkasten herausgewachsen sind, wiederum als Kasten gelten lassen, so sind deren zurzeit etwa 2500; doch auch diese haben die Neigung, sich fortwährend weiter zu teilen. Bis auf



Ein Tamil-Priester mit seinem Götzenbild und einigen religiösen Geräten.

ringste Dankeszeichen. Er beklagt sich aber auch nicht, wenn er leer ausgeht.

Maßloser Egoismus ist eine gewöhnliche Eigenschaft des Brahmanen. Erzogen in dem Gedanken, daß nichts zu gut für ihn ist und daß er niemand Dank schuldet, liegt in seiner ganzen Lebensart etwas Unverschämtes. Er würde ohne Zögern die öffentliche Wohlfahrt oder sein Vaterland opfern, wenn das seinen Interessen dienen könnte, ja sogar vor Verrat, schwarzem Undank oder was immer einer bösen Tat würde er nicht zurückschrecken, wenn dies sein Wohlbefinden förderte. Es ist für ihn ein Ehrenpunkt, nicht nur alle anderen menschlichen Wesen sich zehn Schritte vom Leibe zu halten, sondern auch jeden vom Grunde seines Herzens zu ver-

*) Manu, der Denkende, bedeutet erstens Stammvater der Menschen. In zweiter Linie wurde so der Verfasser des früher erwähnten Gesetzbuches aus alter Zeit benannt, der als metrische Uebersetzung des profanischen Sutra-Vertrages gilt. Das Werk stellt die Entwicklung und Zusammenfassung der Rechte und Pflichten der Kasten dar.

den heutigen Tag haben die oberen Kasten, namentlich die Brahmanen, ihre hellere Hautfarbe und schönere Gesichtsbildung behauptet. Die Hauptmasse der „Ausgestoßenen“ bilden die Parias, das bedeutet ursprünglich Bergmänner; es waren unabhängige Hochländer, die von allen sozialen Privilegien ausgeschlossen waren.

Das Kastenwesen hat sich als ein machtvolles Hemmnis für jeden kulturellen Fortschritt erwiesen. Intelligente Kräfte aus den unteren Kasten werden niedergehalten und verkümmern nutzlos, während die sogenannte Wissenschaft der oberen Kasten als totes Besitztum eines privilegierten Standes, der Priesterkaste, gehütet wird.

Zu erwähnen ist noch, daß die Mitglieder mancher Kasten kein Fleisch essen, ja überhaupt kein Tier absichtlich töten, selbst nicht die lästigsten Insekten. Allen Hindus gilt jedoch die Kuh als heiliges Tier; denn sie ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, die Spenderin der nährenden Milch und Butter, die man einst am Indus den Göttern in die Opferflamme warf. Die Hindus würden lieber sterben, als eine Kuh töten. Einen großen Schmerz bereitet es ihnen daher, wenn sie sehen, daß die Europäer Kühe töten. Fromme Indier kamen oft zum französischen Missionar Abbé Dubois und beschworen ihn in eindringlichen Worten und mit tränenden Augen, allen Einfluß geltend zu machen, um diesem „Sakrilegium“ zu steuern. In den indischen Staaten, die noch durch heidnische Fürsten regiert werden, ist es unter keinem Vorwande erlaubt, eine Kuh zu töten. Dieses „Sakrilegium“ ist den Hindus so verhasst, daß es nur in den Provinzen verübt wird, wo Mohamedaner oder Christen das Regiment haben.

Sonderbare Heilige, Büsser und Fakire in Indien.

In keinem Lande der Erde hat der Fanatismus solche Auswüchse gezeitigt, eine orientalische Phantasie solche Berrücktheiten ersonnen, als wie in Indien. Da sieht man Frömmeler lang auf den Boden ausgestreckt und in dieser Pose sich um die Tempel rollen, oder vor den Wagen her, die in Prozessionen Götzenbilder fahren. Diese „religiösen“ Koller nehmen keine Rücksicht auf Steine, Dornen und andere Hindernisse. Andere,

inspiriert von religiösem Wahnsinn, möchte man jaget, rollen sich vor die Räder dieser Götzenbilderwagen, um zermalmt zu werden, und die Menge, weit entfernt, dies zu hindern, klatscht Beifall, weil sie dies als den Gipfelpunkt religiöser Andacht betrachtet. Anderen begegnet



Indischer Fakir.

man, die infolge eines Gelübdes mit bloßen Füßen über glühende Kohlen spazieren. Wieder andere durchbohren ihre Wangen mit silbernen Drähten. So aufgepäunt, kann der Mund sich ohne heftigen Schmerz nicht öffnen. Manche sind bekannt geworden, die 30 Kilometer weit mit diesen Drähten in den Kinnbäcken gewandert sind. Andere Fanatiker schneiden sich die halbe Zunge ab, oder sie geloben eine Pilgerfahrt nach einer fernen Kapelle, wobei sie von ihrer Haustüre ab den ganzen langen Weg mit ihrem Körper abmessen, d. h. sie legen sich auf die Erde, stehen auf, gehen zwei Schritte, legen sich wieder nieder und so fort, bis sie ihr Ziel erreichen. Diese Energie eines religiösen Irrwahns in richtige, von christlichem Geiste gebilligte Bahnen geleitet, würde sie nicht Heilige erzeugen? Aber die Augen dieses Volkes sind schwer gebunden durch eine herrschende Priesterkaste.



Heim eines indischen Fakirs.

In Indien führen viele Tausende von Menschen ein

Leben religiöser Kontemplation; sie arbeiten nie und werden durch Almosen unterstützt. Fakir ist einer der Namen dieser „heiligen“ Männer. Sie sitzen unter Bäumen oder zwischen Gräbern usw. oder leben in Klöstern zusammen. Sie haben nicht alle die gleiche Religion, einige sind Hindus, andere Sikhs, andere Mohammedaner; Tatsache ist aber, daß der Fakir in den meisten Fällen ein arbeitscheuer Vagabund ist, der bettelnd das Land durchzieht. In den nordwestlichen Provinzen Indiens gibt es nicht weniger als zwei Millionen dieser unverschämten Bettler. Es muß jedoch anerkannt werden, daß es auch eine Klasse Fakire in Indien gibt, die in Klöstern leben und nicht betteln. Diese widmen sich religiöser Betrachtung und viele von ihnen sind ruhige, achtbare Leute.

nen-Arbeitern, Handwerkern, Geschäftsleuten, Soldaten und vor allem Goldschmieden, wie die zahlreichen dajelbst gemachten Funde beweisen. Man hat aus den Trümmern noch gut erhaltene Schmelzöfen ausgegraben mit Blasebälgen und Luftkanälen, Apparate zur Herstellung von Golddraht und Goldschmiedewerkzeuge, zahlreiche Schmucksachen von Gold, wie Goldperlen, Golddraht und goldene Fibeln, ferner Goldblech und sogar mit Goldblech überzogene Gegenstände, was eine hohe Entwicklung des Gewerbes voraussetzt.

In den Mauern dieser versunkenen Stadt wurde das Gold verarbeitet, das man draußen im Lande grub. Der Bergbau muß dajelbst im großen Maßstabe betrieben worden sein. Am Swelo-River allein fand man gegen 600 Quarzmühlen, das sind Mörserhöhlen in



Ein Hindu mit zwei Kindern auf dem Marsche.

König Salomons Goldfelder.

(Beitrag zur alten Geschichte Afrikas von einem Mariannhiller Missionär.)

Schon lange haben die alten Ruinenstätten Südafrikas, deren Spuren sich von der Küste bis gegen 500 Kilometer ins Innere von Rhodesia hinein verfolgen lassen, die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Besonders sind es die berühmten Ruinen von Z i m b a b w e in Süd-Rhodesia, welche das Interesse gelehrter Kreise beschäftigt haben. War es doch verblüffend, im Innern Afrikas mitten unter Völkern der niedersten Kulturstufe Spuren einer so hochentwickelten Kultur zu finden.

Zimbabwe, das in der Maschonasprache Königsburg oder Königsgräber bedeutet, sind die Trümmer einer untergegangenen Stadt, die viele Tausende beherbergen konnte, einer Stadt, umgeben von starken Wällen und Mauern, von Forts und Türmen, prangend mit Tempeln und Palästen, wo einst rauschendes Leben geherrscht haben muß, einer Zentrale, die das ganze Land sich unterjocht hatte. In ihren Mauern wohnte ein kunstsinnes, unternehmungslustiges Volk von Mi-

Granitfelsen, in denen der goldhaltige Quarz zu Staub zerstampft wurde, um dann gewaschen und in die Schmelzöfen gebracht zu werden. An anderen Stellen finden sich ebenfalls solche, so daß man auf viele Tausende schließen kann. Da alles auf Handarbeit beruhte, wie die primitive Anlage beweist, waren zu diesen schweren Arbeiten Tausende von Sklaven nötig, die wiederum ein ganzes Heer von Aufsehern und Vorarbeitern notwendig machten. Die Herbeischaffung der Sklaven, teils durch Gewalt, teils durch Kauf, die Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens verlangte ein wohlgeschultes Heer; die Verproviantierung solcher Massen setzt einen regen Handel und geordnete landwirtschaftliche Betriebe voraus: das alles deutet darauf hin, daß hier einst ein Kolonialreich bestand, das von einem mächtigen alten Kulturvolk, dem alle Hilfsmittel zur Verfügung standen, begründet und geleitet wurde.

Aber wer waren diese? Theorien aller Art sind darüber aufgetaucht. Die Ansicht, daß ein Negervolk des Altertums sich selbst zu dieser Kulturstufe emporgearbeitet habe, bedarf wohl kaum einer ernstlichen Widerlegung; denn eine solche Kultur braucht eine jahr-

hundertlange Entwicklung und ist auch nicht so plötzlich und so spurlos wieder zu verwischen, wie es hier geschah. Daher hat die andere Ansicht, daß das Reich von fremden Kolonisten begründet wurde, volle Berechtigung.

Lange Zeit glaubte man, daß es die Araber waren, welche hereinkamen, um nach Gold zu suchen. Allein das Vordringen der Araber fällt in das Mittelalter, also in eine Zeit, aus der geschichtliche Quellen aus allen Ländern vorhanden sind. Aus der Zeit nach Mohammed ist ein arabisches Geschichtswerk über die Länder Afrikas vorhanden, aber der Bericht erwähnt mit keiner Silbe ein Kolonialreich in Süd-Afrika. Somit ist die Entstehung von Zimbabwe, weil damals nicht einmal mehr die Erinnerung daran lebte, in eine

ten Salomons. Und sie kamen nach Ophir und nahmen von da 420 Talente Goldes". Kap. 10, 11: „Und auch die Flotte Hierams, welche Gold von Ophir holte, brachte aus Ophir wohlriechendes Holz überaus viel und kostbare Steine." Kap. 10, 22: „Die Schiffe des Königs fuhren mit den Schiffen Hierams einmal in drei Jahren übers Meer gen Tharsis und brachten von da Gold und Silber und Elefantenzähne und Affen und Pfauen."

Wo ist nun dieses Ophir zu suchen? Spanien, wie einige annehmen mit Bezug auf Tharsis oder Tartessus kann wohl nicht ernstlich in Betracht gezogen werden, da Salomon für eine solche Fahrt die Flotte wohl nicht ins Rote Meer gebaut haben würde, und auch Elefantenzähne dortselbst nicht so billig zu bekommen



So lernt sich's leicht. (Hindukinder in unserer St. Thomas-Sch. le.)

sehr frühe Geschichtsperiode zu verlegen und die neueren Forscher dürften Recht haben, wenn sie die Ruinen von Rhodesia mit den Phöniciern in Verbindung bringen. Diese Ansicht wird auch vielfach durch neuere Ausgrabungen bestätigt. Schon die Bauweise der Ruinen von Zimbabwe zeigt große Ähnlichkeit mit der phönici-schen: massige Mauern und Wälle von runden Türmen besetzt, von engen schmalen Gängen unterbrochen; Skulpturen in Halbrelief von Tieren und Ornamenten, deren steife Formen die Anfänge der phönici-schen Kunst verraten; eine kleine Götterfigur aus Serpentinstein, deren Gesicht einen ausgesprochen semitischen Typus trägt.

Alle die genannten und weiter zur Besprechung kommenden Tatsachen haben zu der begründeten Annahme geführt, daß wir uns hier in jenem alten Goldlande befinden, von dem die hl. Schrift im 3. Buche der Kön. Kap. 9 erzählt. Es heißt daselbst: „Auch baute der König Salomon Schiffe in Asiongaber, welches bei Alath liegt, am Ufer des Roten Meeres im Lande Edom. Und Hieram fandte auf derselben Flotte seine Knechte, Schiffsleute und des Meeres Kundige mit den Knech-

gewesen sein dürften; der letztere Grund gilt auch für Arabien. Es bleibt also nur noch Indien und Afrika. Von Indien aber wissen wir, daß es kein eigentliches Goldland war, wenigstens kein solches, das eine derartige Ausbeute liefern konnte. Somit fällt die größte Wahrscheinlichkeit auf Afrika, eine Annahme, die noch durch andere Gründe gestützt wird. Schon der Name Ophir weist auf Afrika. Aus „Ophir“ bildete der Römer „Afer“ — er hatte dieses Wort von den Punier-ern gehört, die ja phoenicischer Herkunft waren — und durch die adjektivische Bildung Afer-ica, das Terra Africa. Den gleichen Stamm zeigt das angeblich von den Arabern eingeführte Wort „Kaffer“. Aus Ku-Ophir — ku eine Vorsilbe, die noch heute in der Maschonasprache gebraucht wird — entstand leicht durch Lautverschiebung „kaphir“, ein Mann aus Ophir, ein Kaffer. Somit ist es höchst wahrscheinlich, daß die Knechte des Phoenicierkönigs Hieram und die Knechte Salomons südlich der Mündung des Sambesi landeten und bis ins Innere von Rhodesia vordrangen. Hier fanden sie in Menge die begehrten Schätze: Gold und wohlriechendes Holz, Elefantenzähne, Affen und seltene

Vögel. Wir stehen also in Rhodessia auf historischem Boden, vor den Trümmern eines Kolonialreiches, das von den Phoeniciern wahrscheinlich schon vor Salomon begründet, aber durch ihn zu seiner größten Blüte gebracht wurde, mit seinem Tode aber auch wieder in Verfall geriet.

Die Ruinen von Zimbabwe weisen verschiedene Perioden auf, weshalb man annehmen muß, daß Teile der Stadt bereits vor Salomon bestanden; allein nach dem Bündnis Hiram's mit Salomon konnte die Ausbeute der Goldfelder im großen Maßstabe unternommen werden. Durch dieses Bündnis konnten beide Völker nur gewinnen; die Phoenicier übernahmen den gewerblichen und geschäftlichen Teil des Unternehmens, während die Israeliten die Kolonialtruppen stellten.

Daraus erklärt sich auch der niegesehene Reichtum Salomons, von dem es 3. Kön. 10, 21 heißt: „Aber auch alles Geräte im Hause Salomons war von Gold, nichts war von Silber, denn es war für nichts geachtet in den Zeiten Salomons.“ Woher sollte dieses viele Gold wohl kommen, das Gold des Tempels, des Thronsaales, des Palastes? Sein Vater David hatte ja viel von seinen Eroberungszügen mitgebracht, allein das mußten die Bauten Salomons schon verschlungen haben; die Tribute der unterjochten Beduinenvölker konnten unmöglich soviel Gold herbeibringen; ebenso wenig die Steuern, denn Palestina besaß kein Gold, besaß auch nicht Industrie und Gewerbe, die ein Volk reich machen können. Die Israeliten der Königszeit waren ein ackerbautreibendes Volk. Landwirtschaft kann ein Volk



Hindu-Frauen beim Wasserholen.

Es war ein kühnes und gewagtes Unternehmen, eine Kolonie zu gründen in einem solch wilden Lande in der damaligen Zeit, ein Unternehmen, das dem weitblickenden Geiste und der zielbewußten Tatkraft eines Salomon alle Ehre macht. Dieses Unternehmen hatte für das Mutterland neben großer Bereicherung noch andere Vorteile im Gefolge.

Damals war die Blütezeit des Volkes Israel; kein Feind wagte mehr die Grenzen des Reiches zu bedrohen. Nun besaß aber Israel ein stehendes Heer mit einem kriegsgeübten Offizierskorps, das aus der Schule Davids hervorgegangen war. Was nun tun mit einem stehenden Heere in Friedenszeiten, damit es nicht der Demoralisation anheimfalle? Es ist nur ein neuer Beleg für die Weisheit Salomons, daß er diese Gefahr wohl erkennend die vielen überschüssigen Kräfte nach außen hin ablenkte zur Gründung einer Kolonie. Gewiß fanden sich junge kühne Abenteurer genug, die sich gerne für drei Jahre in die Kolonialtruppe einreihen ließen, um einen Zug in jenes vielgepriesene Märchenland zu machen und vielleicht mit einem kleinen Vermögen wieder heimzukehren.

zwar zur Wohlhabenheit führen, aber nicht zum großen Reichtum, zumal es damals einen Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, wie er heute existiert, überhaupt nicht gab. Auch den Zwischenhandel vom Morgen- und Abendland, der zur Zeit Christi die Juden reich gemacht hatte, gab es damals noch nicht, da ja die Völker des Abendlandes zu jener Zeit noch in ihren Kindheitsträumen lagen: nur der Betrieb ergiebiger Goldminen in den Kolonien erklärt den vom ganzen Altertum angestaunten Reichtum Salomons.

In den Ruinenstätten Rhodessias hat man die auffallende Wahrnehmung gemacht, daß der Untergang der so blühenden Kolonie durch eine plötzlich hereingebrochene Katastrophe herbeigeführt worden sein muß. Aber auch dieser plötzliche Verfall spricht zu Gunsten unserer Theorie. Die Katastrophe muß plötzlich hereingebrochen sein, so daß alle Arbeiter in eiliger Flucht ihre Posten verließen, das halbverarbeitete Erz und sogar ihre Werkzeuge im Stiche ließen. Sonderbar ist ferner, daß niemand zurückkehrte, um sich der zurückgebliebenen Schätze zu bemächtigen. An manchen Stellen fanden sich ganze Haufen gebrochenen Goldquarzes und

unverarbeiteten Erzes; in manchen Schmelzöfen und Schmelztiegeln sind die Goldtuchen zurückgeblieben und in manchen Minen sind sogar die Pickel, Bohrer und Hämmer der Sklavenarbeiter, die hier ihre harte Arbeit verrichteten, zurückgelassen worden. In Zimbabwe selbst ist die äußerste stärkste Ringmauer unvollendet geblieben.

Was hat wohl die Leute veranlaßt, alles stehen und liegen zu lassen und zu fliehen? Mr. Hall und Neal, die Geschichtsschreiber der Ruinen Rhodesias, führen es auf einen Sklavenaufstand und eine plötzliche Erhebung der umliegenden Völker zurück. Allein dagegen ist einzuwenden, daß die Kolonisten hinter ihren starken Befestigungen mit kriegsgeübter Besatzung gegen etwaige Ueberfälle wilder Horden wohl gerüstet waren und auch eine Belagerung leicht ausgehalten hätten, die ja wegen

Israel. Was ist da wahrscheinlicher, als daß Roboam die sofortige Abberufung aller Kolonialtruppen anordnete, um sie in Bereitschaft gegen seinen übermächtigen Rivalen zu haben. Dann versteht man das plötzliche Verlassen der Goldfelder. Mit einem Schlage mußten alle Forts geräumt werden und das ganze Land war von jeder militärischen Bedeckung entblößt. Wahrscheinlich schlossen sich den abziehenden Truppen auch viele Händler, Handwerker und sonstige Kolonisten an, die sich im Lande nicht mehr sicher fühlten, und so bedeutet der Zug, der sich wahrscheinlich das Tal des heutigen Sabi hinab bewegte, den Untergang der ganzen Kolonie. Die wenigen Zurückgebliebenen mußten sich auf ihre Festungen zurückziehen, die Sklaven, froh ihrer lästigen Bedrücker los zu sein, liefen davon und die umwohnenden Häuptlinge verweigerten den Gehorsam.



Missionsstation Monte-Cassino in Rhodesia.

Mangels an Proviant auf Seiten der Belagerer nie lange dauern konnte; daß ferner eine allgemeine Revolution auch eine große Organisation verlangt, zu der es erst die Neuzeit in ihren Streikbewegungen, nicht aber die rohen Völker des Altertums gebracht haben. Mit einem gewöhnlichen Aufstand wären die Truppen leicht fertig geworden.

Dagegen hat die Erklärung Mr. W. Brownlee eine größere Wahrscheinlichkeit für sich. Derselbe bringt den Verfall der Kolonie in Zusammenhang mit dem Tode Salomons und dem Abfall der zehn Stämme vom Hause Davids. Das war allerdings eine schwere Katastrophe für das Mutterland, die auch ihre verderblichen Folgen für die Kolonie haben mußte. Damit war die Kraft des Reiches gebrochen; von nun an standen zwei Brüderreiche in beständiger Feindschaft einander gegenüber. Roboam, der Sohn Salomons, sah sich beständig bedroht von Zeroboam, dem Könige von

Vom Mutterlande abgeschnitten, verlor sich im Laufe einiger Generationen die eingeführte Zivilisation und die Nachkommen der früheren Kolonisten sanken auf die Stufe der umwohnenden Wilden zurück. So versank die ganze Kultur im Dunkel des Urwaldes bis auf einige spärliche Reste, die sich in den Sitten der Eingeborenen und in den vielbesprochenen Buschmannsbildern erhalten haben bis auf unsere Tage.

Hoffentlich bestätigen weitere Entdeckungen die Richtigkeit der hier besprochenen Ansichten. Wie bei der Entdeckung von Ninive und Babylon, hat auch hier die hl. Schrift als die älteste Geschichtsquelle der Wissenschaft die Stelle angegeben, wo die Brücke zu schlagen ist, die hinüberführt auf geschichtlichen Boden, und einen Lichtschein geworfen auf eine Kulturstätte, die dreitausend Jahre lang im Dunkel der Vergessenheit begraben lag.

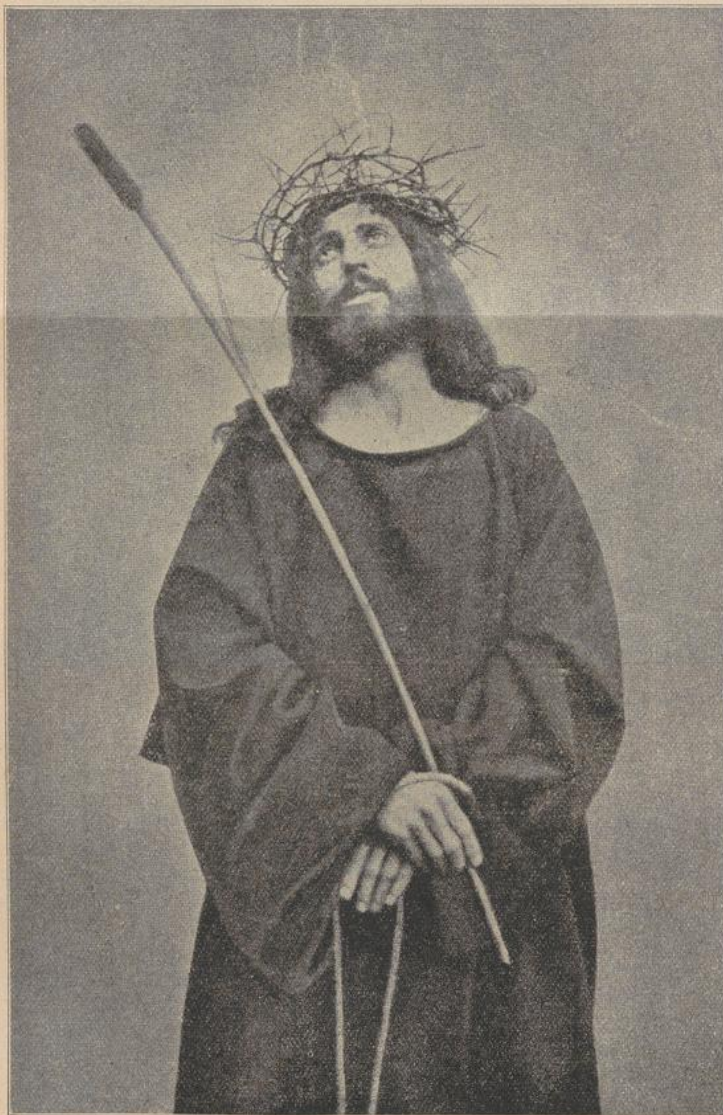
P. Ignatius Krauspenhaar.

Als die Sonne unterging.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

Egenstochau. — Im stillen, rings mit Efeu umrankten Krankenhäuschen unserer Missionsstation finden wir ein junges, etwa 19 Jahre altes Kaffernmädchen. Sie ist schlank und hochgewachsen wie eine Edeltanne, und ihr dunkles Auge blickt trotz der tödlichen Krankheit, die sie ergriffen, so warm und hoffnungsfreudig in die Ferne.

Stephanie hofft, sie hofft noch immer, obgleich ihre Brust so schwer nach Atem ringt und die müden Füße ihr fast den Dienst versagen. Sie tritt heraus ins Freie, um ein Viertelstündchen am goldenen Sonnenglanz des milden Herbstabends sich zu laben. Sie hat die liebe Sonne so gerne und bedauert nur, daß sie immer gar so schnell untergeht. Die dunkle Nacht schreckt sie, sie liebt die Sonne, das Licht.



Ecce Homo! Nach H. Lamers.

„O nein, ich kann nicht so finster es sehn —
Ich liebe das Leben, das Leben ist schön!
Ich liebe der Sonne hellgoldige Nacht,
Ich liebe des Winters weißglänzende Bracht.
Ich lieb' ihn, den Menschen, so stolz bewußt
Mit der schöpferischen Kraft in der eigenen Brust!
Es rauscht ihm in Tönen, er weckt es aus Stein,
Das Schöne, das ewig sein Traumbild wird sein.
O nein! Ich kann nicht so finster es sehn
Und sage noch einmal: Das Leben ist schön!
(Frei von Bradel.)

Ja, schön war bisher für Stephanie das Leben gewesen. Sie war ja immer so gesund; das frische, pechschwarze Zulumädchen konnte laufen wie ein Reh, trug mit Leichtigkeit die schwersten Lasten auf dem Kopf und konnte singen und trillern wie eine Lerche. Trauer schien ihr unbekannt; sie war immer heiteren Sinnes, frischen Muts. Glücklich und zufrieden hatte sie ihre

erste Kindheit und schönste Jugendzeit bei uns zugebracht, zuerst in der Missionschule, dann im Marienhaus. Sie war brav und folgsam, fleißig und fromm, zufrieden mit allem. Und damit kam das Glück von selbst. Der Mensch braucht es nicht mühsam in weiter Ferne zu suchen; ist er zufrieden und mit Gott vereint, so trägt er dies himmlische Kleinod in der eigenen Brust.

Da mit einem Male kam die Krankheit schnell und tödlich wie über Nacht dahergeflogen, die galoppierende Schwindsucht. Immer schlanker, immer dünner wurde die zarte Gestalt, die Haut immer durchsichtiger, und die großen, dunkeln Augen bekamen einen eigentümlich melancholischen Glanz. Stephanie wollte nicht krank sein; nein, sie war nach wie vor gesund, nur einen so lästigen Husten hatte sie und die bleischweren Füße machten sie so müde. Uebrigens ging es jetzt schon wieder besser, viel besser, und in Wälde wird sie wieder frisch und gesund sein wie zuvor.

Stephanie fürchtet den Tod nicht. Mit erbaulichster Andacht hat sie auf Anraten des Priesters die hl. Sterbsakramente empfangen. Wohl perlten damals ein paar große, hellglänzende Tränen über die braunen Wangen, aber sie war still in Gott ergeben und klagte nicht. Sie hofft noch immer. Kein Unmuthschatten trübt ihre Stirn, nein, mit freundlichem Lächeln empfängt sie in ihrem Krankentüchchen jeden Besuch. In ihrer Brust lebt heller Sonnenschein; sie hofft und hofft, das gute Kind! Menschlich gesprochen, wird ihre Sonne bald untergehen; doch getrost, es gibt für uns alle ein Auferstehen! —

Noch ein Krankenbesuch. Es gilt unserm kleinen acht- bis neunjährigen Theobald drunten, in einem

kleinen Anbau des Bräuerhauses. Das Hüttchen ist gar schlicht und einfach; aber reinlich und spiegelblank scheinen die Fensterchen in die Krankenstube herein. Hier bietet uns Bruder Eduard, der treubeforgte Krankenwärter, den freundlichsten Willkomm; denn hier ist sein Revier, hier in der Krankenstube und drüben auf dem stillen Gottesacker, wo er die Gräber seiner Lieb-linge ziert.

Theobald leidet ebenfalls an Schwindsucht. Das arme Bübchen ist so bleich und abgezehrt; groß sind nur die dunklen Augen, die so tiefenst und fragend auf uns ruhen. Erst vor kurzem starb seine Mutter; noch zittert der Trennungsschmerz in seiner Seele nach, der Vater aber weilt in unbekannter Ferne. Theobald stirbt gerne; er fühlt sich hier wie in der Fremde und will heim zur Mutter, die bereits im wahren, ewigen Heimatlande weilt.

Wer wird ihm Führer und Wegweiser sein auf dem weiten Weg? Sein hl. Schutzengel und der liebe

oder Luftschiff den Mahaqua überfliegen könnte, dachte ich, als ich mich aus der Kirche zu meinem Wagen begab! Mag sein, daß in späteren Zeiten dieses Beförderungsmittel auch für die Mission dienstbar gemacht wird. Bei den schlechten Wegen hierzulande wäre das schon zu begrüßen!

Doch lassen wir diese Zukunftsmusik! Das Pferd stompfte unruhig den Boden, also schnell auf den zweirädrigen Milchkarren, noch ein letzter Händedruck dem guten Bruder Jintan und „Polly“ zieht an! — Die afrikanischen Straßen muß man gefahren sein, um sie zu kennen. Da sie möglichst viele Farmen berühren wollen, führen sie bergauf, bergab. Man denke nur nicht an europäische Straßen! Wo ein Geröll zu Gebote steht, wird schlechthin Erde aufs Straßenbett ausgebreitet, wodurch im Sommer ein furchtbarer Schmutz und Schlamm, im Winter ein gräßlicher Staub entsteht. Mein Fuhrmann, ein junger, verheirateter Kaffer, war ein geprüchter Gefelle. Er erzählte mir von allem

Neben der Wehmut liegt auf den Bügen der blumengeschmückten Mädchen-gestalten ein gewisses eilen-des Vorwärtstreiben — einem Ziele zu, das dem Kinde mit dem Tränen-trüglein unerreichbar ist. Traurig schaut es darein, mitleidig wendet die kleine Kranzträgerin sich nach ihm um. Die Szene ist als Grabrelief gedacht und zielt auch schon den Sockel eines Steindenkmals.



Das Tränenfrüglein. Hochrelief von Pili Wislicenus-Fingelberg.

Statue, Berlin 68.

Heiland im Sakramente der Liebe. Theobald hat schon kommuniziert. Am letzten Weißen Sonntag war's, daß er zum erstenmale das Brot der Engel empfing. Er war schon krank und saß neben den andern, gesunden Knaben auf seinem Stühlchen. Körperlich war er so schwach und krank, geistig aber genoß er das höchste irdische Glück. Der liebe Heiland kehrte in seine Seele ein; es war wie Frühlingsahnung, wie Sonnenaufgang.

Theobald, die irdische Sonne wird bald untergehen, doch getrost, dort oben wartet deiner der Tag der Ewigkeit, auf den keine Nacht mehr folgen wird!

Ein Besuch in Citeaux.

Vom Hochw. P. Eucharis Abams, R. M. M.

Am 27. Juni waren die hl. Exerzitien in Reichenau zu Ende. Ich blieb noch einige Tage dort, teils um etwas auszuruhen, teils um meinem Confrater etwas zu helfen. Der Morgen des 2. Juli brach an, kalt wie seine Vorgänger in den vergangenen zwei Wochen. Vormittags 9 Uhr wollte ich abfahren nach Citeaux. Zwischen Reichenau und Citeaux liegt der Mahaqua-Gebirgsstock, den wir in sechsstündiger Fahrt umsegeln mußten. Wie einfach wäre die Geschichte, wenn man mittels Aeroplan

Möglichen, suchte aber auch mich auszuforschen. In manchen Stellen war die Straße so steil, daß wir beide zu Fuß gehen mußten. Doch wir kamen endlich nach Citeaux. Zum Schlusse der Fahrt hatte ich das Gefühl der Seckrantheit, hervorgerufen durch das ewige Geschütteltwerden auf dem Wildt-Reise-Wagen. Auch „Polly“ war sichtlich froh, am Ziele zu sein! —

Citeaux liegt sehr schön. Rundum erheben mächtige Berge ihre Häupter stolz gen Himmel. Drunten im Tal braust der Umkomanzi-Fluß. In der nächsten Nähe der Station ist ein ziemlich großer Urwald, durch den ein Wildbach über Stock und Stein dem Umkomanzi zufließt. Ein wunderbar schönes Fleckchen Erde, namentlich im Sommer. —

Die hiesige Farm wurde gekauft, wie wir in der Chronik lesen, vom verstorbenen Hrn. Vater Abt Amandus i. J. 1896. Bruder Leopold war anfangs zwei Jahre lang allein hier. Es befand sich anfangs eine alte Hütte hier, die er als seine einstweilige Residenz bezog. Sehr oft jedoch zog er es vor, sich im Urwald einzuquartieren, um durch die Rückkehr in seine Wohnung nicht etwa Zeit zu verlieren — Bruder Leopold lebte sehr zufrieden und arbeitete fest drauf los. Natürlich hatte er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte manche Opfer bringen, ganz

besonders, was die Anhörung der hl. Messe an Sonn- und Feiertagen anbelangt. Er mußte zu diesem Zwecke teils nach Reichenau, teils nach Clairvaux gehen, jedes über 30 Kilometer davon entfernt.

Die Eingeborenen dieser Gegend äußerten zu jener Zeit ein heftiges Verlangen, einen Missionar in ihrer Mitte zu haben. Endlich i. J. 1898 kam der neu-weihte Priester P. Maurus nach Citeaux. Er entfaltete einen recht regen Eifer in der Mission, so daß man, menschlich gesprochen, vieles hoffen konnte. Allein, in Gottes Ratsschluß war es anders beschlossen. Eines Tages wollte der seeleneifrige Vater einen schwerkranken Kaffer besuchen jenseits des Umkomanzi. Beim Durchreiten des hochgehenden Flusses stolperte das Pferd, P. Maurus fiel auf einen Felsblock, sank unter und war nicht mehr sichtbar. Erst nach drei Wochen fand man die ehrw. Ueberreste des ersten hiesigen Missionars. R. I. P.! Soweit der Chronist über die ersten Zeiten Citeaux'.

Unter Gottes Schutz entwickelte sich die hiesige Mission stetig, wenn auch langsam. Wir entnehmen der neuesten Statistik folgende Zahlen fürs letzte Jahr: Tausen: Kinder 56, erwachsene Heiden 66, 8 Protestanten traten zur katholischen Kirche über. Beichten 1545. Kommunionen 5960. Letzte Nummer des Taufbuches 581, Sterbebuch 237, Schulkinder 161. Die Station hat folgende Außenposten: Lurana 32 und Emahlatini 35 Kilometer entfernt.

Die Außenstation Lurana berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, besonders viele Andersgläubige kehren dort zur Mutterkirche zurück.

Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb am 21. Juni dieses Jahres in einer Sonntagsnacht die dortige Kapelle von neidischer Hand angezündet wurde. Nur wenig konnte durch dem Katecheten, dem 4 Männer zu Hilfe eilten, gerettet werden. Das Gebäude ist ein Trümmerhaufen. Dürfen wir, so frage ich die verehrten Leser, den Protestanten dort das Wirkungsfeld überlassen? Niemals! Deshalb müssen wir sobald wie möglich der guten Gemeinde von Lurana ein neues Kirchlein bauen. Die Leute sind blutarm, die Station Citeaux weiß nicht, wie sie in diesem Hungerjahr die Schulkinder durchbringen soll. Was ist da zu tun? Der jetzige Superior von Citeaux, Rev. P. Odo Ripp, der unseren verehrten Lesern als Betteler sehr wohl bekannt ist, erhebt wieder bittend seine Stimme um milde Gaben für eine neue Muttergotteskapelle in Lurana. Diese Bitte richtet der hochw. Superior besonders an die stets hilfsbereiten Marienkinder.

Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum besten.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Vor etwa zwei Jahren kam ein Kaffernweib mit Jobane, ihrer ältesten Tochter, hieher. Das Mädchen war in eine alte Wolldecke eingehüllt und hatte noch eine zweite als Schlafdecke mitgebracht.

Auf die Frage, was sie hier wollten, erklärte die Mutter, Jobane sei die Schwester eines unserer Schulkinder, Gerard mit Namen; sie wolle wie er in die Missionschule eintreten, lernen und getauft werden.

Alles gut und schön; doch wie steht es mit der Gesundheit des Mädchens? Ihr Bruder, vor seiner Taufe Laibone genannt, hatte bei seiner Aufnahme eine

schlechte Wunde im Gesicht, die dem Aussehen auf ein Haar gleich sah. Und was bedeuten denn die sonderbaren Narben, welche das Mädchen im Gesicht hat?

„O, das hat nichts zu sagen,“ entgegnete rasch die Mutter, die offenbar auch dieses Mädchen, wie einst den Knaben, möglichst rasch loshaben wollte, „mein Kind hatte einmal recht heftig an Kopfweh gelitten, und da habe ich ihr, um dem Schmerz einen Ausweg zu schaffen, mehrere Wunden beigebracht, von denen diese Narben da zurückblieben.“ So die Mutter; mehrere unserer Schulkinder aber wußten nur zu gut, daß Jobane schon lange krank war und von allen als aussäsig gemieden wurde. Sie war nämlich als Kind eine Zeit lang bei ihrer aussägigen Großmutter gewesen und dort offenbar angesteckt worden. Weit und breit hatte sie vergebens Heilung gesucht, und die Mutter suchte die Krankheit ihres Kindes möglichst zu verbergen und wegzuleugnen.

Jedenfalls war hier Vorsicht geboten. Bei näherer Untersuchung entdeckten wir da und dort recht bössartige Wunden, namentlich an den Händen und Füßen, und ein paar Finger waren schon verkrüppelt; doch wollte Schwester Oberin, die ein herzliches Mitleid mit der Kranken hatte, einige Heilversuche mit ihr machen und nahm sie deshalb mit Zustimmung des hochw. P. Superiors in Pflege. Tatsächlich schien auch die Wasserkur gewisse Erfolge zu erzielen, allein während die einen Wunden zuheilten, brachen an anderen Stellen neue auf.

Jobane blieb also hier; geraume Zeit fühlte sie sich recht einsam und verlassen, denn die übrigen Kinder scheuten sich, ihr zu nahen, aus Furcht vor Ansteckung. Sie war schüchtern und beobachtete jede Handlung der Schwester Oberin, die es doch so gut mit ihr meinte, mit großem Argwohn. Als diese eines Tages mit einem Stück Holz ins Krankenzimmer trat, sprang das geängstigte Kind entsetzt auf und starrte zitternd die Schwester an. Offenbar wähnte sie, ihr letztes Stündlein sei gekommen und sie werde nun ohne Erbarmen toteschlagen. Nur mit Mühe konnte man sie wieder beruhigen.

Allmählich jedoch erkannte die Kleine, daß ihr bei uns kein Leid geschehe, und daß es jedermann recht gut mit ihr meine. Zuletzt wurde sie recht freundlich und zu- trauulich und erzählte wiederholt von ihren Träumen; denn oft sei es ihr nachts vorgekommen, Polizisten seien angekommen, um sie nach Durban, ins Aussäsigenheim, fortzuführen. Als man einst eine Bemerkung fallen ließ, ihre Wunden seien so schwer zu heilen, erwiderte sie rasch: „Ihr habt doch meinen Bruder Gerard auch vom Aussäze geheilt; er hatte dieselbe Krankheit, wie ich. Gebt mir eine solche umuti (Arznei) wie ihm; ich gehe von hier nicht mehr fort, ich will lernen, mich taufen lassen und ein Kind Gottes werden!“

Nur zu gern hätten wir sie noch länger bei uns behalten; allein da der Arzt mit aller Bestimmtheit erklärte, sie sei mit dem Aussäze behaftet, mußten wir sie der anderen Kinder wegen wieder nach Hause schicken. Das ging schwer; ihre Angehörigen waren froh, ihrer los zu sein, und sie selbst schützte jeden Tag ein neues Leiden vor, das es ihr unmöglich mache, heimzugehen. Endlich ergab sie sich doch in ihr Schicksal. Um sie zu trösten, sagten wir, wenn ihre Wunden geheilt seien, dürfe sie wieder kommen; auch solle sie manchmal, wenn ihr Zustand es erlaube, in die Kirche gehen. Für genannten Zweck schenkten wir ihr eigens noch ein Kleidchen, das sie mit vielem Dank entgegennahm.

Jobane ließ sich bald wieder bei uns sehen. Zuweilen bat sie um eine Arznei, um ein Kleid oder ein Hemdchen, fügte aber regelmäßig die Bitte bei, wieder hier bleiben zu dürfen, denn sie wolle lernen und Christin werden. Zu Hause war sie mehr als überflüssig. Einer ihrer nahen Verwandten wollte heiraten, doch die Braut weigerte sich, ihm in sein Heim zu folgen, solange die ausjägige Jobane dort weile. Was tun? Das lästige Kind mußte fort! Wohin? Nun wohin anders, als nach unserer Missionsstation.

So lenkte also die Mutter mit dem armen kranken Kinde ihre Schritte abermals der Missionschule zu. Es war gerade um Weihnachten. Es scheint, das liebe Jesukind hat mit besonderer Güte auf dieses arme Geschöpfchen herabgesehen, das seine Krankheit so geduldig trug und sich so sehr nach der hl. Taufe sehnte; denn merkwürdiger Weise waren plötzlich alle seine Wunden verschwunden, nur die Narben waren noch zurückgeblieben. „Es sind jetzt gerade Schulferien,“ sagten wir zu ihr; „in 14 Tagen beginnt wieder die Schule, und wenn bis dahin die Wunden nicht mehr zum Vorschein kommen, darfst du hier bleiben.“

Am genannten Termine war Jobane wieder hier; sie hatte keine offene Wunde und wurde daher in die Missionschule aufgenommen, nur mußte sie vorläufig noch getrennt von den übrigen schlafen. Anfangs wichen ihr die übrigen Kinder scheu aus, doch bald wußte sie dieselben durch Erzählen von Märchen zu gewinnen, so daß sich in der freien Zeit alle um sie scharten. Jobane war talentiert und lernte mit großem Fleiße; nur eines schmerzte sie, daß sie nämlich noch so lange sollte auf die hl. Taufe warten müssen. Wir pflegen nämlich grundsätzlich kein Schulkind zu taufen, bevor es einen gründlichen, zwei- bis dreijährigen Unterricht genossen hat. Doch es sollte anders kommen.

Anfangs Juni brachen unter unsern Schulkindern die Mäfern aus. Auch Jobane wurde davon erfaßt und zwar viel heftiger als die andern; sie litt beständig an großer Atemnot. Still und geduldig wie immer erduldet sie alles, ohne ein Wort der Klage, nur um eines bat sie dringender als je: um die heilige Taufe. Am 9. Juni spendete ihr unser Hochw. P. Superior dieselbe auf den Namen „Valentine“. Nun hatte sie erlangt, wornach sie lange und heiß sich gesehnt hatte; sie war ein Kind Gottes geworden und sah fortan ruhig dem Tode entgegen.

Von ihren Angehörigen wurde ihr wenig Liebe und Aufmerksamkeit zuteil. Die Mutter war zwar gekommen, als sie gehört hatte, ihr Kind sei dem Tode nahe, allein von Pflege wollte sie nicht viel wissen. Stundenlang lag sie nach Kaffernart draußen in der Sonne, während ihr sterbenskrankes Kind drinnen im dunkeln Krankenzimmerchen mühsam nach Atem rang. Um so inniger schloß sich die kleine Kranke an den lieben Heiland an.

Am 14. Juni hatte sie mitten in der Nacht die heilige Kommunion empfangen, desgleichen die letzte Delung und die Generalabsolution. Still und ruhig, zuweilen kurze Stoßgebete verrichtend, lag sie da bis zum 16. Juni abends. Dann sagte sie zu ihrer Mutter: „Ma, lebe wohl! Ich gehe jetzt zum lieben Gott. Er wird gleich kommen, mich abzuholen!“ Dann bat sie um ihr Sterbekreuzchen, küßte es, drückte es an die Brust und legte sich dann wie zum Schlafen nieder.

Nach einer Weile war alles still. Die Mutter wunderte sich, daß sie das schwere Atmen ihres Kindes nicht mehr höre, leuchtete ihr ins Gesicht, legte ihr die Hand aufs Herz, und fand, daß es aufgehört hatte, zu schlagen. Valentine, das arme, ausjägige, von ihren Angehörigen so verachtete Kind, war zum lieben Heiland gegangen. Er hat sie sicher mit Liebe aufgenommen, war doch ihre Seele mit dem unbefleckten Kleide der Taufunschuld geschmückt.



Tod des hl. Joseph.

Die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung.

Nach Christoph von Schmid.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Johannes Thann, der brave Korporal, lebte noch. Er war damals bloß in eine tiefe Ohnmacht gefallen: ein Herzkrampf hatte ihn so gelähmt, daß er kein Glied mehr rühren, nicht einmal mehr die Augen öffnen und schließen konnte. Der Atem schien stille zu stehen; man konnte ihn leicht für tot halten.

Er mußte, als Andreas ihn verlassen hatte, lange so dagelegen sein; denn als er wieder zu sich selbst kam, war es dunkle Nacht. Der Himmel war voller Sterne: das Kriegsgetöse schwieg, alles ringsherum war still; nur ein kühles Lüftchen bewegte die hohen Kornhalme. Der verwundete Krieger versuchte aufzustehen, doch er war zu schwach dazu; er wollte um Hilfe rufen, doch die Stimme versagte ihm. Da blickte er, wie er so da lag, zum gestirnten Himmel auf und flehte aus innerstem Herzen zu Gott um Erbarmen:

„O guter, barmherziger Vater, du siehst mich hier hilflos in meinem Blute liegen. Obwohl ich kein lautes Wort hervorbringen kann, so hörest du dennoch mein Seufzen. Ich habe keine Zuflucht mehr, als dich allein; auf dich setze ich daher mein ganzes Vertrauen. Erbarme dich meiner, und laß mich nicht in meinem Elende verschmachten! Willst du aber, daß ich ferne von Eltern, Bruder und Freunden hier sterbe, so geschehe dein hl. Wille. Stehe du mir bei! Tröste meine lieben Eltern und meinen guten Bruder! Vergib mir um Jesu, deines Sohnes willen, alle meine Sünden und laß mich Gnade bei dir finden!“

Nach einiger Zeit hörte er auf dem Fußwege, der nahe am Acker vorbeiführte, Fußtritte und das Rasseln eines Karrens. Es war ein Mann mit einem Schubkarren, der immer näher kam. Der Korporal brachte mit vieler Mühe die Worte hervor: „Hilfe, Hilfe!“ Doch seine Stimme war zu schwach, der Mann hörte nichts vor dem Rasseln seines Karrens; er wäre sicher vorbeigefahren.

Nekt aber hielt er an, um ein wenig auszuruhen und setzte sich auf den Aderrain, dicht neben dem Plaze, wo der Leidende lag. Hier hörte er dessen Stimme. Er stand sogleich auf, ging in das Roggenfeld hinein und gewahrte nach wenigen Schritten, daß hier ein Mann liege. Er kniete bei ihm nieder, um ihn besser verstehen zu können, und fragte ihn, wer er sei und was ihm fehle. Der Verwundete konnte nur die beiden Worte hervorbringen: „Soldat! Blesstert!“

„O mein Gott, wie bedaure ich Euch,“ sagte der mitleidige Mann, obwohl er noch nicht wußte, ob der Soldat Freund oder Feind sei, „ich bin gerne bereit, Euch zu helfen, so gut ich nur eben kann!“ Er hob seinen Schubkarren herbei, verbarg, was er darauf hatte im Korn, und lud den Verwundeten, der sehr seufzte, auf den Karren, um ihn in sein Haus zu bringen.

Der Mann, der so viel Mitleid zeigte, war ein armer Landbote, der Eier, Hühner, Butter und andere ländliche Waren ins nahe Städtchen auf den Wochenmarkt zu führen pflegte und dafür allerlei Sachen aus der Stadt zurückbrachte. Er war heute durch das Gesecht, das in der Gegend vorgefallen war, in der Stadt aufgehalten worden und hatte sich erst, nachdem sich die Streitenden entfernt hatten, auf den Rückweg gemacht. Sein Haus lag in einem Waldtale und war das ärmste und wohl auch das geringste eines kleinen Weilers.

Er rief, als er bei der Haustüre ankam, seine Leute heraus; sein Weib und sein Sohn kamen sogleich mit Licht. Sie hatten das aufrichtigste Mitleiden mit dem schimmernd gekleideten, aber todblassen Soldaten auf dem Schubkarren. Beide Männer trugen ihn in die Stube, und der Vater befahl dem Sohne, augenblicklich ins Dorf zu eilen, um den Landarzt herbeizurufen: „Auf dem Heimwege,“ sagte er, „kannst du dann die Waren mitnehmen, die in dem Kornacker zunächst dem großen Birnbaum liegen geblieben sind. Da eben der Vollmond aufgeht, brauchst du kein Licht; aber eile, was du kannst!“

Die Hausmutter bereitete indessen in der Stube ein Bett und was sonst zum Verbinden der Wunde nötig sein mochte; auch kochte sie, bis der Chirurg kam, eine Suppe. Der Kranke wollte aber nichts essen, sondern begehrte bloß zu trinken. Die dienstfertige Hausfrau wollte ihm zur Stärkung ein Gläschen Brantwein aufbringen, allein der Verwundete wies es mit der Hand zurück und seufzte: „Wasser, Wasser!“

Der Wundarzt kam, sah die Korporalsuniform und sagte sehr freundlich: „Grüß Gott, Herr Korporal! Von ganzem Herzen biete ich Ihnen meine ärztliche Hilfe an. Ich war in früheren Jahren Feldscher und habe mit Gottes Beistand schon viel hundert braven Soldaten wieder auf die Beine geholfen.“ Er verband den Korporal, ordnete die Diät an, die er zu beobachten habe, machte ihm die besten Hoffnungen baldiger Genesung und wünschte ihm gute Nacht mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen.

Der Korporal wurde von dem Landarzt so verständig und treu besorgt, und von der braven Hausfrau so gut und sorgfältig versorgt, daß er sich bald außer Gefahr befand, mit jedem Tag mehr zu Kräften kam und bald den größten Teil des Tages außer Bett zu bringen konnte. Sein größter Kummer war nur, wie er den Arzt und seine Hausleute für so viele Mühe und so großen Aufwand bezahlen solle. Als der Arzt eines Tages erklärte, der Rekonvaleszent habe jetzt seiner Hilfe nicht mehr nötig, gestand ihm der Korporal, daß er leider keine Mittel habe, ihm seine Mühe zu bezahlen. Der wackere Chirurg aber entgegnete: „Das hat nichts zu sagen! Obgleich ich nicht mehr als Feldscher beim Heere diene, so sehe ich es dennoch als meine Pflicht an, verwundete Krieger zu besorgen. Das ist nichts weiter als einfache Christenpflicht. Ein rechtschaffener Arzt soll sich auch armer Leute, von denen er keine Bezahlung hoffen kann, so gut und sorgfältig annehmen, wie der reichsten Patienten. Das fromme, herzliche „Vergelt's Gott“ der Geretteten ist mehr wert, als alles Geld und wird sowohl mir wie meinen Kindern den Segen Gottes bringen.“

Als ihm die Hausfrau am nächsten Tag wieder eine kräftige Suppe und ein gebratenes Huhn auf den Tisch setzte, bemerkte der Korporal: „Aber beste Hausmutter, Ihr macht wegen meiner viel zu große Auslagen. Ich habe jetzt keine so außerordentliche Kost mehr nötig, und dazu bin ich gegenwärtig ohne Geld und nicht imstande, Euch Eure Ausgaben zu ersetzen.“

„O, dafür ist schon gesorgt,“ erwiderte die brave Frau, „mit Euch ist der Segen Gottes in unser Haus gekommen. Seit Ihr unter unserm Dache seid, bringen die Bauersleute im Weiler und aus dem nächsten Dorfe uns so viele junge Hähne und Tauben, sowie Eier, Butter und Mehl, daß Ihr bei weitem nicht alles aufzehren könnt. Ich sagte das auch den Leuten, allein

sie entgegneten: „Sollen wir das, was wir umsonst haben, nicht gerne mit den tapferen Männern teilen, die ihr Blut für uns vergießen?“ Ich erwiderte, es sei zu viel, und es bleibe mehr übrig, als Ihr davon genießt. Doch sie entgegneten: „Nun ja, was der Herr Korporal nicht nötig hat, das ist dann für Euch. Eßt nur mit ihm, Ihr müßt für Eure Mühe und die Zeitverschwendung auch etwas haben.“ So sagten sie, obwohl die Mühe, die wir mit Euch haben, nicht der Rede wert ist.“

Der Hausvater aber sprach: „Ich denke immer, was wir Euch tun, das tun vielleicht andere gutherzige Leute unserem Sohne, der auch Soldat und alle Tage blessiert werden kann, ja vielleicht eben jetzt, da wir von ihm reden, schwer verwundet darniederliegt.“

Der Korporal war endlich so weit hergestellt, daß er, bei schöner Witterung mit einem Stöck in der Hand im kleinen Waldtäle spazieren gehen konnte. Bald brauchte er auch den Stöck nicht mehr und fühlte er sich so kräftig, daß er daran dachte, seinen bisherigen freundlichen Aufenthalt zu verlassen und sich wieder zu seinem Regiment zu begeben.

Zugleich vernahm er mit Freuden, die Deutschen hätten wieder gesiegt, den Feind überall zurückgejagt und rückten nun wieder vor. Fröhlichen Mutes fand er sich wieder bei seinem Regiment ein, das durch die benachbarte Gegend zog, und wurde da mit um so größerem Jubel aufgenommen, als man ihn schon für tot gehalten hatte.

Bei seinem trefflichen Verstand hatte er fast täglich Gelegenheit, sich ganz vorzügliche Kenntnisse in der Kriegskunst zu erwerben, und da viele Offiziere verwundet oder gefallen waren, rückte er schnell vor, wurde Offizier und schwang sich bis zum Hauptmann empor.

(Fortsetzung folgt.)

Was du tu'st, tu's für den Herrn!

Was du tu'st, tu's für den Herrn!
Tu's in seinem Namen gern,
Sei die Pflicht auch noch so trocken,
Mag die Lust auch noch so locken.

Sieh', dein Engel steht bereit,
Schreib's ins Buch der Ewigkeit,
Was du Gott zulieb getan
Auf des Erdenlebens Bahn.

Was du tu'st, tu's für den Herrn!
Andre Absicht sei dir fern.
Wirfst du Gott zum Zielpunkt wählen,
Wird's an Segen dir nicht fehlen.

Alles dem gewiß gelingt,
Der's in seinem Gott vollbringt.
Was in Gott du hier gesät,
Einstens herrlich dort aufgeht.

Gehet zu Joseph!

Einer unserer Brüder schreibt aus Mariannhill: „Notgedrungen mußte ich mich einer ernstern Operation unterziehen und nahm, um einen glücklichen Verlauf derselben zu er-

langen, meine Zuflucht, zum hl. Joseph. Mein Vertrauen wurde belohnt, alles verlief aufs beste. Drum innigen Dank dem lieben, hl. Joseph, dem treuen Helfer in jeglicher Not!“ — „Tausend Dank dem heiligen Joseph für die willkommene Hilfe in zwei schweren Anliegen.“ (Clairvaux, Südafrika.)

Eine arme Witwe läßt sich also vernehmen: „Infolge des Krieges verlor mein Sohn seine Stellung, in welcher er schon 17 Jahre tätig gewesen war. Damit hatte ich meine einzige Stütze verloren, und alle Anfragen nach einer neuen Beschäftigung waren erfolglos. Zuletzt half uns der hl. Joseph; mein Sohn arbeitet jetzt auf der Post beim Verenden der Feldpostpatete. Auch hier war er zunächst abschlägig beschieden worden, denn es waren schon gegen 300 andere vorgemerkt gewesen; dennoch erhielt er, als wir uns vertrauensvoll an den hl. Joseph wandten, nach ein paar Tagen diese Stelle.“ — „Mein Ehemann, der schon auf dem Schlachtfeld stand, kam infolge eines kleinen Fußleidens wieder in die Garnison zurück. Möge der hl. Joseph es bei Gott erwirken, daß er bis zum Schlusse des Krieges dort bleiben kann.“

„Im April v. J. bekam ich eine starke Augen-



Deutsche Landwehrleute teilen ihr Mittageßen mit belgischen Flüchtlingskindern.

Dahleim-Expedition, Leipzig.

Phot. Paul Samml.

entzündung. Als alle angewandten Mittel erfolglos blieben, wandte ich mich vertrauensvoll an den hl. Joseph und versprach zu seiner Ehre eine hl. Messe nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Meine Augen waren bald geheilt, die hl. Messe ließ ich lesen, doch die versprochene Veröffentlichung schob ich immer wieder hinaus. Ich habe jetzt ein anderes Anliegen, doch hierin konnte ich bis jetzt keine Hilfe finden, wahrscheinlich zur Strafe für meine Nachlässigkeit. Deshalb komme ich jetzt meiner Verpflichtung nach und lege zugleich ein kleines Missionsalmosen bei.“ — „Herzlichen Dank der hl. Familie für die Genesung unseres schwer erkrankten Vaters! Möchte doch unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe und der guten hl. Joseph nun auch unsern Soldaten helfen! Der Vater hat vier Söhne dem Vaterland geopfert; die zwei jüngsten kämpfen gegenwärtig in Rußland. Wenn sie wohlbehalten zurückkommen, will ich zum Dank ein Heidenkind loskaufen und eine Unterstützung für Priesteramtskandidaten geben.“ — „Durch einen Fall zog ich mir ein Fußleiden zu, das ohne Operation nicht gehoben werden konnte. Dank der Fürbitte des hl. Joseph nahm die Operation einen glücklichen Verlauf, so daß ich nun gottlob meine Berufspflichten als Lehrerin wieder erfüllen kann. Ein kleines Missionsalmosen liegt bei.“ —

„Als bei Beginn dieses schrecklichen Krieges die Russen mit zwei großen Armeen in unser Land einbrachen, nahmen wir in großer Angst unsere Zuflucht zum hl. Joseph und hielten zu seiner Ehre eine Novene. Zuletzt mußten wir fliehen, denn kaum sechs Kilometer von uns entfernt tobte eine große Schlacht. Vier Tage nach unserer Rückkehr zog ein Russenheer durch unsern Ort und tötete ohne allen Grund mehrere Menschen. Einige andere, darunter auch meine Frau, wurden mit dem Erschießen bedroht. Daß wir schließlich dennoch am Leben blieben, und nicht einmal einen Schaden an unserm Eigentum erlitten, schreiben wir der Fürbitte des lieben hl. Joseph zu. Ihm sei hiemit öffentlich unser innigster Dank gesagt! Durch Postanweisung sende ich 31 Mark, davon sind 10 Mark für Missionszwecke als „Antoniusbrot“, die übrigen 21 Mark zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Joseph“. — „Mein Sohn hatte große Blutungen an den Zähnen; ich wußte mir nicht zu helfen, nahm meine Zuflucht zum hl. Joseph und versprach ein Missionsalmosen von 5 Mark. Sofort wurde mir geholfen.“ —

„Dank dem hl. Joseph für die auffallend rasche Heilung eines schweren Beinleidens (25 Mark Missionsalmosen), für Hilfe bei Haarschwund (Heidenkind „Antonius“ gekauft), für Befreiung von einem schlimmen Verdacht, für eine leichte, glückliche Entbindung (3 Mark Almosen), für Erleichterung in einem schweren Nerven- und Gemütsleiden, für die Befreiung eines kleinen Mädchens von einem mit Fieber verbundenen Keuchhusten (20 Kronen Missionsalmosen), für Hilfe in einer Heiratsangelegenheit, für die günstige Erledigung einer Gerichtssache und die glückliche Ankunft eines Mädchens an ihrem Dienstposten (je 10 Kronen „Antoniusbrot“ für die Mission), für die Linderung eines Gichtleidens, für die Befreiung vom Militärdienst (Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Joseph oder Josef“ versprochen), für die Verhütung eines Unglücks im Stall, für die günstige Wendung einer schon als verloren angesehenen finanziellen Angelegenheit, für die sichtliche Bewahrung eines verwundeten Kriegers vor schwerer Gefahr.“

„Als ich im Laufe dieses Jahres ein wichtiges Examen zu machen hatte, wandte ich mich an den hl. Joseph in einer neuntägigen Andacht, und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ nebst einem Missionsalmosen von 15 Mark. Beim Examen hatte ich einen Erfolg, den ich nicht erwartet hatte, weshalb ich mein Versprechen mit Freuden erfülle.“ — „Zwei meiner Kinder erkrankten an schwerem Nervenleiden. Angeregt durch die Berichte des „Vergißmeinnicht“, wandte ich mich in einer Novene mit täglicher Kommunion an die liebe Mutter Gottes, den hl. Joseph und den hl. Apostel Judas Thaddäus. Wider Erwarten ist das eine Kind geheilt, und das andere befindet sich auf dem Wege der Besserung. Veröffentlichung und ein Almosen für die Mission waren gelobt, 10 Mark liegen bei.“ — Eine Abonnentin des „Vergißmeinnicht“ hatte versprochen, ein Heidenkind loszukaufen, wenn ihr Sohn, der im Oktober Soldat werden mußte, nicht direkt eingezogen würde, sondern vorläufig zu Hause bleiben könnte, damit sie das Einkommen noch von ihm hätte. Sie hatte sich in diesem Anliegen an unsere Frau von der immerwährenden Hilfe, sowie an den hl. Joseph und den hl. Antonius gewandt und Erhörung gefunden, denn der Sohn ist bis jetzt noch zu Hause. Auch in einer wichtigen Familienangelegenheit wurde ihr nach Anrufung der genannten Heiligen über Erwarten Hilfe zuteil. — „In einer großen Seelennot hatte ich dem hl. Joseph ein Missionsalmosen und Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ versprochen. Der große Heilige hat in der Tat geholfen, wofür ich ihm öffentlich meinen innigsten Dank ausspreche. Statt der versprochenen 15 Mark sende ich 20, weil ich mein Versprechen leider etwas hinausgeschoben hatte.“ — „Mein Sohn hatte ein böses Geschwür am Hals, so daß ich fürchtete, es möchte ein schlimmes Ende nehmen. Ich nahm meine Zuflucht zum hl. Joseph, und siehe, nach einer kleinen Operation ging alles wieder gut. Vielen Dank dem lieben hl. Joseph!“ —

„Ich stand vor dem Maturitäts-Examen, und als der Krieg ausbrach, mußte ich unter die Waffen; zuletzt wurde ich krank. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph und er hat mir geholfen. Ich bin gottlob wieder gesund und habe das Examen gut bestanden. Beiliegend ein Almosen für die armen Heidenkinder. Gehe alle in eurer Bedrängnis zum hl. Joseph; er ist durch seine mächtige Fürbitte ein Helfer in jeglicher Not.“ — „Nachdem im letzten Jahr unser lieber Vater, der an einer dreifachen schweren Krankheit darniederlag, nach Anrufung der Fürbitte des hl. Joseph wider Erwarten genas, nahmen wir dieses Jahr anlässlich einer schwierigen Operation, der sich unsere liebe Mutter unterziehen mußte, wiederum unsere Zuflucht zum hl. Joseph. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt. Die Operation verlief ausgezeichnet, und die Patientin ist seitdem auf dem Wege der Besserung. Tausendfacher Dank dem hl. Joseph! Veröffentlichung war versprochen.“ — „Ich versprach zu Ehren der lieben Muttergottes und des hl. Joseph nebst einer Novene eine Wallfahrt und ließ mehrere hl. Messen für die armen Seelen lesen, damit mein Sohn vom Militärdienst befreit würde. Mein Gebet ist gottlob erhört worden.“

„Mein Sohn litt infolge eines Insektenstiches an der rechten Hand an Blutvergiftung. Die Gefahr, wenn nicht das Leben, so doch die Hand zu verlieren, war groß. Ferner hatte sich bei ihm eine große Gereiztheit der Nerven mit förmlichem Lebensüberdruß eingestellt.

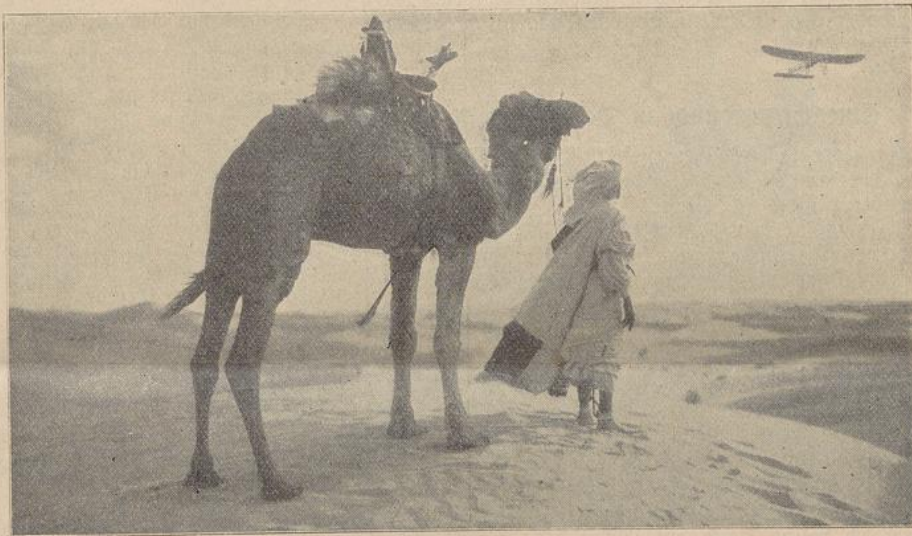
In meiner Not betete ich zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes, dem hl. Joseph und anderen Heiligen und fand Erhörung. Es wandte sich alles wieder zum Bessern, und auch die alte Schaffensfreudigkeit kehrte bei meinem Sohne wieder zurück. Aus Dank will ich bei der ersten Gelegenheit ein Missionsalmosen senden." — „Ich lief infolge einer Bürgschaft Gefahr, mehrere Tausend Mark zu verlieren und schreibe es der Fürbitte des hl. Joseph, an den ich mich mit einer Novene wandte, zu, daß ich mit einem verhältnismäßig geringen Schaden davongekommen bin." — „Mein Sohn war im Krieg, und ich konnte lange Zeit kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph kam endlich ein Brief, des Inhalts, er sei noch am Leben, befinde sich aber in russischer Gefangenschaft. Ich lege zu Ehren des heiligen Joseph 10 Kronen als Missionsalmosen bei mit dem

St. Antonius hat geholfen.

Eine Abonnentin unseres Blättchens schreibt: „Vor ungefähr einem Jahr hatte ich einen Schlüssel verloren und konnte ihn trotz allen Suchens nicht wieder finden. Nun nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und versprach nebst einigen Gebeten Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Es dauerte nicht lange, da fand ich den Schlüssel an einer Stelle, wo ich ihn am wenigsten gesucht hätte.“

„Unlängst“ so läßt sich eine zweite Leserin vernehmen, „verlor ich ein paar Gegenstände, die mir fast unentbehrlich waren. Ich versprach, falls ich sie wieder fände, dem hl. Antonius von Padua eine Novene. Die Hilfe kam schneller, als ich erwartet hatte, denn noch am gleichen Tage fand ich beide Gegenstände wieder. Dem hl. Antonius sei daher öffentlich mein innigster Dank

Unter nebenstehendes Bild kann man für einen kulturhistorischen Moment betrachten. In dem unendlichen Sandmeer, in dem nicht einmal die Eisenbahn festen Fuß fassen konnte, ist als Konkurrenz für das bis jetzt bekannte „Wüsten-schiff“, das Kamel, der Aeroplan getreten, und bereits sind Flüge von Oase zu Oase gemacht worden. Ein Aeroplanflug über die Sahara ist bereits in Aussicht genommen.



Der Aeroplan in der Sahara.

Glückhof. Berlin 68.

Verprechen, ein weiteres Almosen zu geben, falls mein Sohn gesund wieder in die Heimat zurückkommt.“

Anderere Berichte lauten: „Dank dem hl. Joseph für eine glücklich überstandene Operation bei einem Gallensteinleiden (10 Mark „Antoniusbrot“), für Hilfe in einem Njiasleiden, für die auffallend schnelle Heilung nach einer Fußoperation (10 Fr. Missionsalmosen), für Hilfe bei der Berufswahl, für den günstigen Verlauf einer Gerichtsache, für die Erlangung einer guten Stelle (21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen „Joseph-Georg“), für Hilfe in einem geheimen Leiden, für die Ordnung schwieriger Familienverhältnisse, für die Genesung eines Kindes, das fast ein Jahr lang an einem heftigen Lungentatarrh zu leiden hatte, für Hilfe bei einer schweren Operation am Knie (6 Mark Missionsalmosen), bei der Operation meines einzigen Schwesterchens, das an Blinddarmentzündung erkrankt war, für die auffallend schnelle Hilfe in einem wichtigen Anliegen, von dem die Existenz einer ganzen Familie abhing usw. usw.“

Drum wende sich jeder, der in leiblicher oder geistiger Not ist, recht vertrauensvoll an den hl. Joseph, zumal jetzt, im Monat März, der seiner Verehrung ganz besonders geweiht ist.

gejagt! Die beiliegenden Marken mögen als eine bescheidene Missionsspende angesehen werden.“

Von einer Lehrerin ging uns folgendes Briefchen zu: „Ich wollte eine größere Wallfahrt unternehmen, war aber in großer Geldverlegenheit. Da wandte ich mich an den hl. Antonius, und siehe, er brachte mir ganz unerwartet einen Teil der nötigen Summe; es war ein Guthaben aus früherer Zeit. Herzlichen Dank dem gütigen Fürsprecher! Auch in mehreren anderen Anliegen sah ich schon deutlich die Frucht der Fürsprache des hl. Antonius und des hl. Joseph. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“ nebst einem kleinen Missionsalmosen war versprochen. Auch wurde zu Ehren der genannten Heiligen ein Hochamt gehalten.“

Ein Vergißmeinnicht-Leser schreibt: „Diesen Sommer hatte ich meine Vereins-Medaille verloren und konnte sie trotz allen Suchens nirgends finden. Da wandte ich mich an den hl. Antonius mit dem Versprechen, es im Falle der Erhörung im „Vergißmeinnicht“ zu veröffentlichen. Mein Gebet wurde erhört, und ich sage heute dem lieben hl. Antonius mit Freuden öffentlich meinen herzlichsten Dank.“

„Eine Verwandte klagte mir, sie habe eine wertvolle Brosche verloren. Sie befolgte meinen Rat, eine heilige

Messe zu Ehren der hl. Familie und des hl. Antonius lesen zu lassen nebst dem Versprechen der Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“, und hatte kurz darauf das Glück, ihre Brosche wieder zu finden.“

„Ich hatte meinen Trauring verloren und konnte ihn trotz allen Suchens nicht wieder finden. Nachdem ich aber meine Zuflucht zum hl. Antonius und zum heiligen Joseph genommen hatte, fand ich den Ring schon nach einigen Tagen und zwar an einer Stelle, wo ich ihn zuvor wiederholt vergebens gesucht hatte. Aus Dank lege ich ein kleines Missionsalmosen bei.“

„Ich hatte an einen im Feld stehenden Soldaten, einen nahen Angehörigen, ein Paket im Werte von 25 Mark geschickt, das aber nicht in seinen Besitz gelangte. Da nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius, versprach ein Almosen und Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“, und erhielt kurz darauf die Nachricht, das Paket sei dem Adressaten zugestellt worden. Ich sage daher dem lieben hl. Antonius öffentlich meinen innigsten Dank.“

Eine Erinnerung an Papst Pius X.

In einer holländischen Zeitschrift fand sich jüngst von der Hand eines hochgestellten Kirchenfürsten folgender rührender Bericht:

„Als ich vorigen Jahres,“ so erzählt der Bischof „über den Petersplatz ging, kam mir ein Zug Knaben und Jünglinge entgegen, die eine Pilgerfahrt nach Rom machten. Während ich nun mit dem Führer einige Worte wechselte, bemerkte ich unter der Gruppe einen kleinen Jungen, der sich offenbar mir nähern wollte, den aber sein Lehrer zurückhielt.“

„Bitte, lassen Sie den Kleinen zu mir kommen,“ rief ich dem Lehrer zu. Sofort kam der Knabe, ein Junge von etwa zehn Jahren, näher und blickte gar treuherzig zu mir auf.

„Nun, was willst du denn von mir?“ fragte ich ihn, indem ich meine Hand auf seinen dichten Lockenkopf legte. Der Kleine schwieg, doch in seinen Augen konnte ich lesen, daß er mir sein Geheimnis leise ins Ohr flüstern wolle. Ich beugte mich daher zu ihm herab und wiederholte meine Frage. Da sagte sich der Knabe ein Herz und fragte: „Bischöfliche Gnaden, ist es wahr, daß Sie den Hl. Vater besuchen und mit ihm sprechen dürfen?“

„Ja, mein Kind, das darf ich.“ — „O, dann hätte ich eine Bitte. Ich möchte so gern den Hl. Vater um etwas ersuchen.“ — „Um was soll ich denn den Hl. Vater für dich bitten?“ — „Der Hl. Vater soll befehlen, daß ich, wenn ich einmal groß bin, Missionar werde.“ — Ich glaubte, den Kleinen nicht recht verstanden zu haben und wiederholte daher meine Frage. Doch nein, ich hatte ihn doch ganz richtig verstanden.

Am nächsten Tag erzählte ich dem Hl. Vater von diesem Begebnis. Da blieb der ehrwürdige Greis einige Augenblicke wie in Gedanken versunken und sagte dann mit der ihm eigenen Milde: „Den Knaben muß ich sehen! Bringen Sie ihn morgen nach der hl. Messe zu mir und erkundigen Sie sich inzwischen über sein Verhalten und über seine Familie.“

Ich hatte letzteres schon erwartet und konnte daher gleich berichten: „Der Kleine ist ein Waisenknappe; ein entfernter Verwandter sorgt gegenwärtig für ihn.“ — „Gut, ich will mich des Knaben annehmen. Bitte,

jagen Sie meinem Sekretär, er möge mich an die Sache erinnern.“ So der Hl. Vater.

Des andern Tags ging ich zeitig mit meinem kleinen Schützling in den Vatikan. Der Hl. Vater las zunächst in seiner Privatkapelle die hl. Messe, nahm dann den Knaben bei der Hand und fragte ihn in väterlichem Tone: „Ist es dir wirklich ernst mit deinem Vorhaben?“ — „Ja, Hl. Vater, das ist mein voller Ernst.“ — „Aber, mein Kind, bedenke, um was ich da den lieben Gott für dich bitten soll. Das bedeutet, daß du die Welt verlassen und auf alle irdischen Freuden und Vergnügungen verzichten mußt.“ — „Ich will Missionar werden.“ — „Ich will Missionar werden,“ kam es fest und entschieden von den Lippen des Knaben.

„Aber, mein Kleiner, bedenke, die Heimat und die Welt ist doch schön; Missionar werden heißt aber soviel wie dem Tod entgegengehen, vielleicht sogar dem grausamen Martyrertod.“ — „Ich will Missionar werden!“

Da warf mir der Hl. Vater einen gar ernsten, bedeutungsvollen Blick zu und führte sodann den Knaben zu seinem Beistuhl. Hier knieten beide nieder, der Statthalter Christi auf Erden und der kleine, zehnjährige Knabe und beteten zusammen aus innerstem Herzensgrunde. Nach einer kleinen Weile erhob sich der Hl. Vater, machte dem vor ihm knienden Knaben ein Kreuz auf die Stirne und betete: „Gottes Segen sei mir dir, mein Kind, jetzt und alle Tage deines Lebens. Er führe dich dem erhabenen Ziele zu, zu dem er dich berufen hat. Er segne alle deine Arbeiten und stärke dich in der Stunde der Gefahr.“

Dann ward es stille in der Kapelle. Man hörte nichts mehr als ein leises Klüstern und Beten des Hl. Vaters. Mir selbst kamen dabei die Tränen in die Augen, nur der kleine Missionar weinte nicht.

Wert der Menschenseele.

(Fortsetzung.)

Das göttlichste der göttlichen Werke ist, mitzuwirken an der Rettung unsterblicher Seelen. So mancher Laie aber denkt, Seelen zu retten sei nicht seine Sache, das gehe nur die Bischöfe und Priester, die Mönche und Klosterfrauen an, weil diese speziell dem Dienste Gottes geweiht sind. Welch ein bedauernswerter Irrtum! Sind nicht alle Menschen auf dem ganzen weiten Erdenrunde untereinander Brüder, weil Kinder des einen, ewigen Vaters im Himmel oben? Sind sie nicht alle zusammen erlöst durch dasselbe kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi, und wartet nicht auf alle, die in Treue ausharren, dieselbe hohe Ehre und ewige Belohnung in unendlicher Herrlichkeit?

Jeder Mensch hat ein Recht, einen vollgiltigen Anspruch auf das Interesse, die Sympathie und liebevolle Fürsorge anderer, gleichgiltig, seien sie nun Priester oder Laien, Welt- oder Ordensleute. Oder darf etwa der Laie gleichgiltig zusehen, wenn in einem Meere voll Ungerechtigkeit und Sünde Tausende zugrunde gehen? Er braucht vielleicht nur die Hand auszustrecken, um seinen Bruder zu retten, der in Gefahr steht, elendiglich zu ertrinken. Ist er zu dieser kleinen Handreichung nicht verpflichtet? Die ganze Welt gleicht, wie gesagt, einem gefährvollen, sturmgepeitschten Meere; sollen nun da die Laien müßig dastehen und die Hände in den Schoß legen dürfen mit der Erklärung, die ganze Verantwortung, ihre gefährdeten Mitbrüder zu retten, sei Sache der Priester und Ordensleute? Nein, ein einziger

gläubiger Ausblick zum Kreuze unseres Herrn Jesu Christi wird sie eines Besseren belehren. Wenn Christus, der Herr, selbst so Schweres, ja Namenloses für die Seelen litt und aus Liebe zu ihnen in den bittersten Tod ging, dann darf auch der einzelne Christ, sei er Laie oder Priester, keine Mühe und kein Opfer scheuen, dem Herrn unsterbliche Seelen zu gewinnen.

Ein anderer sagt: „Ich wollte ja gern, allein, was kann ich als Laie tun? Ich kann weder predigen noch beicht hören, weder Messe lesen noch sonst etwas von Bedeutung tun.“ — Ich erwidere: Hat man deshalb das Recht, gar nichts zu tun, weil man nicht viel tun kann? Uebrigens ist ein Wort und eine Tat, durch die man irgendwie zur Rettung einer Seele beitragen kann, nichts Kleines und Unbedeutendes, im Gegenteil, es ist ein Akt von unschätzbarem Werte. Drum soll man ihn aber auch setzen. Es ist etwas Großes, die Armen zu unterstützen, die Hungerigen zu speisen, die Kranken zu heilen, ja ich kann beifügen, dem Sturmwind zu gebieten, die Welt zu erschaffen und das Universum zu bilden und zu gestalten; aber als etwas ungleich Größeres erachte ich es, die Sünden zu verhüten, den Glauben zu mehren und auszubreiten, die Tugend in die Herzen einzupflanzen und dadurch die Seelen für Gott und den Himmel zu gewinnen.

O wie klar haben die Heiligen diese Wahrheit verstanden! Die hl. Theresia sagt: „Um einen Schritt für die Verbreitung unseres heil. Glaubens tun zu können und den Irrgläubigen einen Strahl des wahren Lichtes zu verschaffen, wäre ich bereit, tausend Königreiche dahinzugeben.“ Der Glaube lehrt uns, daß eine einzige freiwillige läßliche Sünde ein viel größeres Uebel sei und mehr Tränen verdiene als der größte materielle Verlust und jede physische Pein. Wenn aber dem also ist, — und der Satz steht unerschütterlich fest, — so ist von selber klar, daß jedes Werk, das die Sünde mindert oder verhütet, von großer Wichtigkeit, ja vom höchsten Werte ist. Wenn ich mir am Ende meines Lebens jagen kann, ich habe durch mein Wirken eine einzige Todssünde verhütet, so habe ich nicht umsonst gelebt. Tatsächlich kann aber jeder aus uns, und wäre sein Einfluß in der menschlichen Gesellschaft noch so unbedeutend und gering, ungleich mehr tun als das, kann gar manche Sünde verhüten und viele zum eifrigen Streben nach der Tugend begeistern.

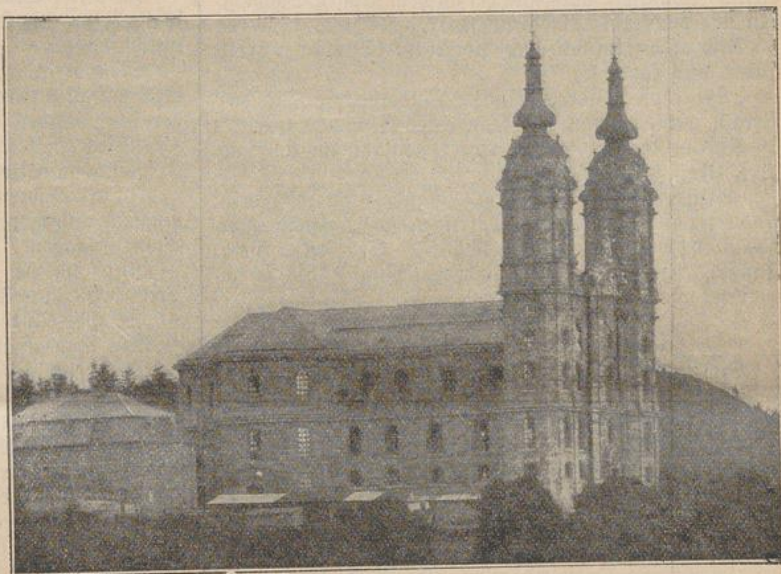
Du fragst: wodurch? Ich sage: Durch das gute Beispiel. Fürwahr, es bedarf da keiner glänzenden Rednergabe, keiner Predigt mit reichen Worten und schön abgerundeten Perioden. Auch die wohlklingendste Phrase ist nicht halb so überzeugend wie eine gute Tat. Ein gutes Beispiel ist eine fortwährende Ermahnung, eine lebendige Predigt und wirksamer als alles. Keiner kann unter Menschen leben als wahrer, pflichteifriger Christ und Katholik, ohne unaussprechlich viel Gutes zu wirken zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen. Das ist unmöglich. Die bloße Gegenwart

eines reinen, edlen und großmütigen Charakters ist eine mächtige Anregung zum Guten, schreckt von der Sünde ab und eifert zur Tugend an. Ein solcher Mensch flößt Hochachtung, Ehrfurcht und Bewunderung ein, und von letzterer ist bis zur Nachahmung nur noch ein kleiner Schritt. Denn naturgemäß suchen wir nachzuahmen, was wir bewundern und trachten denen ähnlich zu werden, die wir schätzen und hochachten.

Drei Namen.

Von Hermann Wagner.

Es war eines jener großen, modernen Zinshäuser in einem besseren Stadtteile Berlins, in denen Duzende von Familien nebeneinander leben, ohne sich zu kennen.



Basilika Vierzehnheiligen.

Es war ein Vorderhaus und ein Hinterhaus da, und jedes von ihnen hatte fünf Etagen.

In dieses Haus begab sich an einem Morgen des Herbstes 1914 der Briefträger, um Briefe und Zeitungen zuzustellen.

Uns interessieren hier nur die Zeitungen. Und unter diesen wiederum nur ein Lokalblatt, das der Briefträger dem Hause in mehreren Exemplaren zuzustellen hatte. Und in diesem Lokalblatt nur die neueste Verlustliste.

Diese enthielt nämlich unter den hunderten anderen auch folgende drei Namen:

Hauptmann Ernst von Dombusch, gefallen.

Einsjährigfreiwilliger Richard Sexau, gefallen.

Musketier Fritz Wahn, gefallen.

Drei Namen, weiter nichts . . .

Und dennoch weinten schon eine Stunde später in ein und demselben Hause drei Familien bittere Tränen, nur um je eines dieser Namen willen!

* * *

In einer Wohnung der ersten Etage des Vorderhauses, deren diskret-vornehme Einrichtung Wohlhabenheit und edlen Geschmack verriet, weinten eine Frau

von ungefähr fünfunddreißig Jahren und deren einziger Sohn, ein Jüngling, der der Schule noch nicht erwachsen war.

Beide wurden getröstet von einem alten Herrn mit weißen Haaren, dessen straffe Haltung und edle Beherrschtheit den ehemaligen deutschen Offizier unschwer erkennen ließen.

Er hatte leise, wehmütige Worte, die wie ein Streicheln waren, und die nicht ohne Wirkung bleiben konnten, weil der tiefe sittliche Ernst eines Mannes aus ihnen sprach, der es gelernt hatte, sein Leben einer Idee unterzuordnen.

Hier sprach nicht nur ein Vater, der den Sohn verloren hatte, sondern auch ein Soldat, dem für das Vaterland jedes Opfer eine stolze Selbstverständlichkeit war.

„Er ist wie ein Held gestorben,“ sagte er, „und dieses Bewußtsein muß uns bei all dem großen Schmerz, den wir empfinden, froh machen!“

Und er beugte sich über die Frau, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Sei tapfer, liebes Kind! Verbeiße die Tränen! Vergiß nicht, daß du die Frau eines Soldaten warst!“

Und er trat zu seinem Enkel, zog ihn an sich und streichelte ihm das Haar.

„Armer Kleiner,“ sagte er, „glaube nicht, daß dein Vater tot ist! Durch seine Tat ist er noch mitten unter uns und wird es immer bleiben! Sei stolz, mein Junge! Und habe keinen anderen Wunsch, als so zu werden, wie dein Vater war!“

Eine Etage höher befand sich die viel kleinere Wohnung, in der eine ältere Dame, die Witwe eines Beamten, mit ihrer zwanzigjährigen Tochter lebte.

Hier weinte eine Braut um den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, und mit dessen Tode, wie ihr schien, auch ihr Leben ein für allemal vernichtet war.

Der Schmerz, der hier aus dem Schluchzen sprach, war ein wilder, hemmungsloser, und die Mutter, die der Tochter als Trösterin zur Seite stand, konnte zunächst nichts anderes tun, als schweigen.

Nichts befreit den Menschen so wie Tränen, die reichlich fließen. Ein Leid, das keine Tränen hat, verhärtet und sitzt in der Brust des Menschen wie ein harter Stein. Tränen aber lösen alles Harte, öffnen das Herz und machen es schließlich zugänglich für die liebevollen Worte derer, die Mitleid und Teilnahme zeigen.

So gelang es, nachdem das Reißende des ersten Schmerzes überwunden war, am Ende auch hier der Mutter, ihre Tochter zu beruhigen.

Es war ja eine Zeit, in der es Abertausenden von Menschen bestimmt war, Schweres und Trübes zu tragen.

Was galt in dieser Zeit ein Leben?

Tausende gingen jetzt mutvoll in den Tod, damit es den Millionen, die da blieben, später beschieden wäre, in ruhigem Frieden zu leben.

„Ja, aber warum muß ich es gerade sein, die ihr Liebstes verliert,“ klagte die Tochter. „Warum gerade ich?“

„So fragen wohl alle, die jetzt betroffen sind, liebes Kind,“ tröstete sie die Mutter. „Aber glaube nicht, daß durch den Verlust, den du jetzt erlitten hast, dein Leben endgültig vernichtet sein muß! Die Jahre heilen die schlimmsten Wunden. Es wird eine Zeit kommen, wo der Stachel aus deinem Herzen genommen sein wird

und wo du wieder wirst lächeln können. Wer weiß, welches Glück dir noch blüht!“

„Aber er — wie kommt er dazu?“

„Wir alle müssen ja sterben, liebes Kind. Und keines Menschen Leben ist leicht. Er hat es überstanden. Sein Tod war ein schöner. Wissen wir, wie der unsere sein wird?“

Und die Mutter fuhr ihrer Tochter zärtlich übers Haar und ließ sie sich ausweinen.

Sie dachte:

„Sie ist jung. Die Jugend überwindet. Ihr gehört das Leben!“

Im Hinterhause, fast unterm Dach, gab es eine Stube mit einer angrenzenden Küche.

In dieser Stube wohnte und lebte eine Witwe, eine blasse Frau, die sich recht und schlecht durch Heimarbeit durchbrachte.

Sie war es, deren zitternden Händen das Zeitungsblatt entfallen war, als sie in der Verlustliste den dritten der drei Namen gelesen hatte.

Weinte sie?

Nein, sie hatte keine Tränen mehr.

In den Jahren der großen Not, da sie ihren Jungen mühsam aufgezogen hatte, waren sie ihr allmählich verloren gegangen.

Nun saß sie am Fenster, starrte in den grauen Herbstnebel hinaus und überdachte ihr Leben.

Wo war ein wenig Glück, wo ein wenig Sonne?

Sie fand nichts.

Das heißt . . . in den letzten Jahren . . . da hatte es fast geschienen, als ob es auch für sie ein wenig besser werden sollte. Ihr Junge, aus dem inzwischen ein junger Kaufmann geworden war, den alle Vorgesetzten liebten, hatte angefangen, sie zu unterstützen. Nur die zwei Militärjahre waren noch zu überwinden, dann brach für sie alle beide, für die Mutter und für den Sohn, eine bessere Zeit an.

Damit war es jetzt vorbei.

Die Frau legte den Kopf an das Fensterbrett, seufzte tief auf und dachte nach.

Warum war ihr das geschehen — ihr, die nun keinen Menschen mehr auf dieser Welt hatte?

Und während sie dies dachte, kamen langsam wieder Tränen in ihre Augen — die ersten seit vielen, vielen Jahren!

Und gleichzeitig war es ihr, als spreche eine milde und gütige Stimme auf sie ein, eine Stimme, die aus einer fernen, besseren Welt kam, und in der sie die ihres eigenen Sohnes zu erkennen glaubte.

„Fasse dich, liebe Mutter,“ schien diese Stimme zu jagen, „und glaube nicht, daß du verlassen bist! Ich bin bei dir, ich, dein Sohn! Und Sorge dich nicht um dein Alter! Es gibt so viele gute Menschen! Und Gott, der dir bisher geholfen hat, wird dir auch weiter helfen!“

Da kam mit einem Male ein schöner, glanzvoller Friede in das Herz der Mutter.

Und sie fühlte, daß sie ihren Sohn nicht verloren, sondern für alle Zeiten erst wirklich gewonnen hatte!

Ueber die Liste, die die Namen dieser drei Gefallenen enthielt, glitten an diesem Tage die Blicke von abertausend Menschen.

Wie viele von ihnen aber hatten einen anderen Eindruck davon, als den, daß es Namen waren — Namen?

Und wie viele machten es sich klar, daß für eine große Anzahl Menschen mit diesen Namen ein großes Unglück verknüpft war — ein Unglück, das mitzufühlen und mitleidend zu lindern, die Pflicht des ganzen Volkes war . . . ?

Und täglich trug der Briefträger neue solche Listen in die Häuser . . .

Basilika Vierzehnheiligen.

(Siehe Bild Seite 69.)

Die berühmte Wallfahrtskirche, im bayerischen Oberfranken gelegen, eine der schönsten Kirchen Deutschlands, ist soeben nach einer gründlichen Renovation und nach dem Neubau der beiden Türme in schönerer Form wieder hergestellt worden. Die Basilika wurde 1772 von dem berühmten fränkischen Baumeister Balthasar Neumann erbaut, der ursprünglich die beiden Türme in jetziger Gestalt erbauen wollte, damals aber die Erlaubnis dazu nicht erhielt. Heute sind nun die Türme der Kirche in architektonisch wirkungsvoller Weise hinzugefügt worden.

Ein Bischof als Ministrant.

Es war im Jahre 1888, als Leo XIII. sein 50jähr. Priesterjubiläum feierte. Bei einem Altare der Peterskirche trafen sich zwei Geistliche; der eine war ein Kanonikus von St. Peter, der andere ein italienischer Bischof, der nach Rom gekommen war, um an der Jubelfeier teilzunehmen. Der Kanonikus schickte sich an, die hl. Messe zu lesen, mußte aber auf seinen Ministranten warten; er wurde ein wenig ungeduldig und sah sich mehrmals vergebens nach dem Ministranten um. Der Bischof merkte die Verlegenheit des Kanonikus und bot sich ihm als Ministrant an. „Das kann ich nicht annehmen“, sagte der Kanonikus, „ein Bischof kann doch nicht als Ministrant fungieren!“ „Warum nicht?“ entgegnete der Bischof, „ich verstehe schon zu ministranten.“ „Das glaube ich schon, Sw. Gnaden, aber ich würde dadurch zu sehr beschämt!“ „Beruhigen Sie sich, Monsignore“, sagte der Bischof, „gehen Sie zum Altare, fangen Sie an“, und kniete sogleich an den Altarstufen nieder, so daß dem Kanonikus nichts anderes übrig blieb, als die heilige Handlung zu beginnen. Nach beendigter Messe bedankte sich der Kanonikus bei seinem bischöflichen Ministranten. Der Name des Kanonikus ist Radini-Ledeschi. Der Ministrant aber, der damals Bischof von Mantua war, führt jetzt einen anderen Namen; er heißt — Pius X.

Lebensregeln.

Der im Jahre 1826 verstorbene Präsident der Vereinigten Staaten, John Adams, hatte folgende Lebensregeln:

1. Man muß nichts auf morgen verschieben, was man heute tun kann.
2. Mit dem, was du selbst tun kannst, bemühe nie andere.
3. Verfüge nie über Geld, ehe du es hast!
4. Kaufe nie unnütze Sachen, weil sie billig sind!
5. Hochmut kostet mehr als Hunger, Durst und Kälte.
6. Man bereut nie, zu wenig gegessen zu haben.
7. Nichts ist mühsam, was man willig tut.
8. Oft verursachen solche Uebel, die nie eintreten, Kummer und Sorgen.

9. Betrachte alles von guter Seite!
10. Wenn du zornig bist, so zähle 10, ehe du sprichst; bist du sehr zornig, so zähle 100!

Briefkasten.

Herzlichen Dank den edlen Wohltätern in Amerika, die uns infolge des von unserer Vertretung ergangenen Notrufes in so hochherziger Weise entgegenkamen. Der liebe Gott möge es ihnen lohnen für Zeit und Ewigkeit!

Hospenthal: 50 Fr. zu Ehren der lieben Muttergottes und des hl. Joseph als Dank für Hilfe in mehreren Anliegen und die Rettung aus großer Gefahr erhalten. Desgleichen 30 Mk. aus Elzach und 20 Mk. aus Mehlhem. Herzl. Vergelt's Gott!

Für die Außenstation St. Anton am großen Zbiß bei Lourdes von Insterugg 10 Fr., von Kaisheim 10 Mk. und von Augsburg 20 Mk. dankend erhalten.

Für die Taufe eines Heidentundes auf den Namen „Alonius“ aus Neustadt, und für ein zweites auf den Namen „Joseph“ aus Heistermühle 21 Mk. dankend erhalten.

Lutterbach: 20 Mk. nach Meinung erhalten. Gott vergelte es!

Menden: 5 Mk. dankend erhalten.

Witten: 20 Mk. dankend erhalten.

Schuntenhof: 21 Mk. für ein Heidentind dtd. erhalten.

Siegburg: Betrag dankend erhalten.

Diebst: 21 Mk. für ein Heidentind dtd. erhalten.

Wissel: 20 Mk. zu Ehren des hl. Joseph in einem wichtigen Anliegen erhalten.

Wormelbungen: Erhalten 21 Mk. für ein Heidentind, zu taufen „Maria“.

Melenich: 30 Mk. dtd. erhalten.

Essen: A. G. Betrag dtd. erhalten.

Neustadt, Schwarzw.: Betrag dtd. erhalten.

München, R. W.: 3 Mk. für Mehlbünd dtd. erhalten.

Neustadt, C. R.: Für ein Heidentind dtd. erhalten.

21 Mk. für ein Heident. Johannes Ulrich v. Grich. erh.

R. B.: Betrag erh. Rosentr. Verwendung gefunden.

Zinnenstadt: Für ein Heidentind „Johes“ dtd. erhalten, zu Ehren des hl. Joseph.

Höbelssee: 10 Mk. für Missionszwecke dtd. erhalten

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Dez. 1914 bis 15. Jan. 1915 zugesandt aus:

Wiesengies, Wenigumstadt, Wagshurst, Zettenhausen, Büchenau, Mödersheim, Rizingen, Freudenberg, Thau, Niedenburg, Loibling, Reichenbach, Hanau, Oberwittighausen, Seebach, Nellingen, Kuba, Messbach, Trautstein, Haffelbacherhof, Geismar, Magenbach Pullendorf, Erfurt, Pfaffenwies, Weilheim, Doffenheim, Neundorf, Karlsruhe, Oberdilling, Gemünden, Ingenried, Fulda, Landsbut, Kelmheim, Weisham, Ludwigshafen, Wasentegernbach, Schaden, Straubing, Vohenheim a. Rh., Weingarten, Nimmigen, Löhrbach, Witterda, Waldfassen, Gundhof, Kallmünz, Oberpöding, Tirschenreuth, Mühlhof, Königshofen, Braunsberg, Essen, Abenden, Wormelbungen, Krefeld, Lannesdorf, Wils (Gr. Luxemburg) Weiete, Dahl, Bochum, Güsten, Nachen, Altenilpe, Winnekendont, Wormelbungen (Luxemburg), Vergarten, Oberhausen, Helle, Pingsdorf, Köln, Mehlhem, Keppeln, Oedingen, Mösdorf, Frisingen, Godesberg 4, Waldmannshausen, Nibem, Bünde, Würjelen, Essen-Ruhr, Eicherscheid, Karlewinkel, Trier, Anröchte, Bünde, Bedburdy, Schleiden, Steinheim, Benholthausen, Daleiden, Eisenach, Irrel, Menden, Güne, Rolsch, Frintrop, Würjelen, Diefkirchen, Schiffbed, Vorbed, Oberhausen, Herbst-Dorsten, Uebem, Duisburg 2mal, Crommert, Karlewinkel, Gelsenkirchen, Talwenden, New-Eben-Minn., Milwaukee-Wis., Pittsburgh-Pa., Baltimore-Md., Cleveland-Ohio, Buffalo-N.Y., Bismore-Minn., Lawrence-Mehr, Gahrze (Hindenburg), Schirgiswalde, Breslau, Meisen-Tscheila, Reichthal, Drungawe, Heistermühle, Herlisheim, Messbach, Gopferau, Lohr a. M., Wittelsheim, Umpfenbach, Mohr, Straßbach, Elzach, München, Tschirn, Ochsenfurt, Untereisenheim, Hochwang, Bailcülle, Straßburg, Weisham, Wadbach, Ettentofen, Freiburg, Viberachzell, Oberleichtersbach, Neustadt, Pfaffenhausen, Herbstdorf, Wenigumstadt, Oberstorf, Unterafferbach, Weiden, Lutterbach, Mölsheim, Bamberg, Linz a. Rh., Würzburg, Gagenfelden, Schöllnach, Frielenheim, Kirchheim, Wertheim, Durach, Ludwigshafen, Schirmed, Treischfeld, Wasserburg, Peterstal, Kleinfighofen, Augsburg.

burg, Ober-Mtsteinach, Kaisheim, Ertas, Daseburg, Düssen, Niederthalberg, Kruft, Rehlingen, Sögel, Wattencheid, Lammersdorf, Vermagen, Schleime, Rempfen, Niederweingert, Obermörnter, Billerbeck, Würfelen, Brachsch, Elberfeld, Rebeck, Raderborn, Montjoie, Köln, Laurensberg, Altenilpe, Solzen, Stargard, Commerjum, Mehlem, Sieberg, Saarlouis, Wachtenont, Limburg, Höchst a. M.

Memento.

(Eingefandt vom 15. Dez. 1914 bis 15. Jan. 1915.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehlbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Pfarrer Reich, Düppigheim. Josefina Lukas, Weiden. Jakob Seigl, Pfr., Geisenfeld. Adolf Roth, Rempfen. Philipp Bohn, Philippsburg. Gg. Meß, Pfr., Fribolsheim. Theres Kleiner, Altötting. Hermann Schönbauer, Asbach. Josef Kappeler, Laufenegg. Pfr. Ludwig Klenau und Mich. Böhrer, Lthofen. Joh. Nep. Scheuble, Karlsrube. Chrw. Frau Oberin O. S. Fr. Theodor Tissen, Krasselt. Johann Dohren, Krefeld-Bodum. Frau H. Gellinghaus, Ignaz Viese. Ignaz Menne, Bochum. Frau Joh. Höwer, Mildenbach. Bruder Ludwinus, Wehlen. Katharina Bürger, Köln-Ehrenfeld. Andreas Vilt, Frohnhausen. W. Dierfeld, Nachen. Frau P. Boquo, Bexdorf. Franz und Wilhelm Dimbert, Rehlingen. Josef Müller, Kupferdreh. Josef Maasberg, Rothhausen. August Knepper, Gelsenkirchen. Herr Wymand, Esfurt. Joh. Münts, Kierst, Gerhard Vorpel, in Gronau. Josef Schumacher, Cornelmünster. Katharina und Maria Kirsten und Mathias Bish, Münster. Magdalena Bish, Josef Arens und Barbara Schmitt, Niederemmel. Wilhelmine Gerig, Köhlinghausen. Heinrich Kranz, Grefenich. Frau Schneider, Tettingen. Elis. Milz, Wahlen. Gertrud Weirauch, Erberich. Karl Hubert Jüssen, Holzweiler. Mutter Schae, gen. Halsmann, Essen-Muhr. Josef Scholt, Bracht. Tippegei, Münster i. W. Karolina Garbels, Lütje. Heinrich Eymann, Ochtrup. Maria Orth, Goch. Johann Konrad, Köln. Chrw. Bruder Alfricus Hovestadt, Nieheim. Maria Wandt, Barmen. Kaspar Anton Gutberlet, Mittelschwabach. Barbara Wingerfeld, Geismar. Michael Haberlad, Sulda. Josef Beste, Nierentrop. Witwe Josef Heun, Bochum. Peter Blicke. Maria Albrecht, geb. Körber, Altenessen. Johann Sattler und Gottfried Müller, Gils. Bruno Bennemann und Anton Heffels, Bonn. Nikolaus Nagel, Rehlingen. Robert Grundmann, Bottrop. Thomas Jegen und N. Ruppbaum, Irrel. Juleh. Niederstein, Frau Dr. Sondag und Peter Ewig, Bonn. Gertrud Meurer. Kath. Lambert, Kirchherten. Katharina Jans, Wils, Luxemburg. Math. Fischer und Leutnant Götz, Nl. Nkol. Thiel, Viebelhausen. Barbara Baumann, Bernhard Müllejan und Heinrich Weishaupt, Eichweiler. Gertrud Eichhoff, Bochum. Kaspar Köhne, Anröchte. Brodmeyer, Bünde. Frau Heister, Emmerich. Kaspar Ritten, Gertrud Meyer, Heinrich Aurath, Anna Maria Willms, Kath. und Wilhelmine Aurath, Floßdorf. Maria Kaulard und Jakob Suppers, Eicherich. Math. Jeyen, Schwabach. Pfarrer Rötte, Diestebde. Anton Evers, Coblenz. Franz Schwenner, Arnberg. Theodor Hebbeler, Hebbeler. Wilhelm Glahmer, Malbergen. Elis. Anna Meier, Dkbed. Josefina Lubrmann, Schinkel. Maria Wempe, Hunteburg. Karl Hler, Strazburg. Theres Reichert, Otterbach. Andreas Strobel. Barbara Wagner, Boxdorf. Franziska Denzel, Oberndorf. Margareta Paul, Dorothea Freitag, Unterbalbach. Georg Meier, Büschstätt. Veronika Keller, Friedberg. Elisabeth, Höltinger, Maria Leyendecker, Himmelingen. Johann Hofmann, Neufang. Maria Wöhrer, Leiten. Marie Daser, Chieming. Helena Sigmund, Oberelsbach. Elise Hillenbrand, Rot. Franziska Frendorfer, Straubing. Anna Dingruber, Waldhausen. Genoveta Köfler, Griefeld. Rosa Mayer, Reichenbach. Anna Müller, Rosall. Maria Wittmann, Regensburg. Johann Höhn, Niederweyer. Marie Schömitz, Oberweyer. Johann Hahn, Vosenhof. Maria Freidt, Gschau. Theodor Gröbel, Sindeldorf. Anna Leichelmeier, Oberseisinger. Johanna Schmid, Lützing. Theresia Schüler, Ebringen. Salome Biemann, Reichenbach. Theresia Gallus und Paulina Muzler, Oberschopfheim. Karolina Herzog, Grafenhausen. Theresia Schmid, Fürstfeldbruck. Chrw. M. Agnes Bögele, Priorin, Altmünster. Anna Bollwein, Neuenchwand. Wils. Ruf, Ww., Haslach. Josef Dallenberger, Königsdorf. Maria Göbe, Hayingen. Anton

Neufam, Westerhofen. Mathilde Huber und Maria Freisinger, Stuttgart. Karl und Kreszenzia Freiblen, Lippach. Josef, M. Anna und Mich. Hahn, Westerhofen. Franziska Mayer und Magdalena Grimmering. Remigius Schmölz, Stötten. Kunig. Prell, Buiendorf. Kader Einbleder, Karl Ende, Kirchbierlingen. Barb. Schmitt, Ingolstadt. Damian Schuhmann und Marg. Bös, Motten. Monika Schiefl, Oberammergau. Viktor Kleinglauß, Katharina Lips, Steinburg. Mrs. Henry Mihm, Medford-Wis. Nicholas Kellan, Winona-Minn. Nicholas Orth, Mount Hope-Kans. August Engler, Columbus-Ohio. Leopold Mueller, Golden-Colo. Clara Drilling, Cresco-Iowa. Catharina Salentine, Le Mars-Iowa. Mr. Bondra und Susanna Debes, Claflin-Kans. Karl Keller, Pittsburg-Pa. Paul Konrad, Leipzig. Paul Kunze, Groß-Kreutz. Sr. Oberin Urbana, Abniss, O.-Schl. Julius Linfert, Oppeln. Louise Neumann, Breslau.

Im Kriege gefallen: Dr. Silvester Sauer, St. Paul. Vinzenz Kroziof, St. Paul. Theodor Parbulla, Balenze. Paul Bogem, Kandryn. Anton Gollmann, Magerkreuth. Albert Vogelmann, Ellwangen. Heribert Högerle, Gutenzell. Joh. Bauer, Brun. Gebhard Kugelschäfer, Richlsreuth. Otto Luz, Dendorf. Josef Wurm, Wilmersreuth. Wils. Hopf, Bernhard Baumgärtl, Wondreb. Michael Bruder, Trischenreuth. Josef Troy, Andelsbuch. Franz Barth, Baunzenhofen. Anton Hauer, Anton Mint, Joh. Baumann, Paul Reiser, Weilersbach. Anton Maurer, Wolfgang, Fritz Schreyer, Haag, Franz Horn, Kornelius Grot, Walterschofen. Ambros Kiefer, Langenmoosen. Linus Blas, Breitenbrunn. Johann Götz, Kogendorf. Kader Eschbach, Jnnenheim. Barth. Herzog, Joh. Vap. Fedel, Josef Maier, Albert Hinterberger, Walentegernbach. Hermann Egenhofer, Allensbach. Jos. Hermann Kops, Zell a. S. Georg Huber, Diebis. Martin Michel, Werbachhausen. Karl Ballweg, Franz Bundschuh, Hochhausen. Anton Menzinger, Josef Keller, Harthausen. Josef Dums, Herrtschhausen. Paul Bruch und Paul Buchheit, Himmelingen. Karl Schafentle, Hhausen. Joh. Karl Sienger, Frankfurt a. M. Adam Josef, Dietenheim. Fideles Glüder, Haslach. Franz Schäffer, Schmalwasser. Josef Fugel, Oberloden. August Schroder, Karl Stoppel, Sippenweiler. Peter Scherer, Rodern. Peter Hörnig und Walter Vinber, Würzburg. Sergt. Anton Müller, Elz. Albert Hospach, Oberschneien. Andreas Ludwig Heilmann, Karl Peter Heilmann, Joh. Adolf Klein, Alois Klein und Karl Krebs, Geiselbach. Valentin Giron, Hoffstädten. Karl Bollmer, Steinach. Emil Speh, Köllbach. Silvester Sauer, Oberpleichfeld. Michael Müller, Meringen. Karl Gsell, Böttat. Anton Fritz, Augsburg. Alois Benter, Lippach. Heinrich Vertmüller und Adolf Kopp, Stötten. Ludwig Baur, Pracht. Josef Hengge, Untergießen. Martin Knoll, Michael Schmid, Altbierlingen. Cosmas Pfender, Verg. Karl Ganter, Hauselden. Ludwig Dill, Ingolstadt.

Unser Gebetbüchlein,

„Die Himmelsleiter“,

hat schon in weiten Kreisen Anklang gefunden. Jüngst schrieb uns eine Leserin des Vergnügen: „Im August v. J. habe ich von der „Himmelsleiter“ drei Exemplare bezogen. Seitdem ist es mir schon längst das liebste unter allen meinen Gebetbüchern geworden. Meine Freundin, die auch ein Exemplar erhielt, ist ebenfalls ganz entzückt davon. Ich wünsche dem schönen Büchlein die denkbar weiteste Verbreitung!“

Wer von unsern geehrten Lesern will das hübsche, mit mehr als 20 sinnigen Bildchen ausgestattete Büchlein kaufen, wer behüßlich sein, es auch in freundschaftlichen zu verbreiten? Wir glauben, daß man damit speziell auch den verwundeten, im Lazarett liegenden Soldaten eine große Freude machen könnte.

Preis für Deutschland, gebunden in Leinwand mit Rotschnitt 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt 1.75 Mk.; für Oesterreich-Ungarn 1.20 Kr., bzw. 2.10 Kr.; für die Schweiz 1.25 Fr., bzw. 2.20 Fr.; für Amerika 30 cts., bzw. 50 cts.

Zu beziehen durch die Vertretung der Mariannhiller Mission.

Redaktionschluß am 15. Januar 1915.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.